



Ankämpfen gegen Windmühlen

400 Jahre *Don Quijote*

- 3 Idealismus und Realität
von Walter Jungbauer
- 4 Der Narr und seine Visionen
von Claudia Renkewitz
- 7 Teresa de Ávila, Ignacio de Loyola und
Don Quijote de la Mancha
von Sebastian Watzek
- 10 Der Kampf des Redakteurs
gegen Windmühlen
von Gerhard Ruisch



Ostergottesdienste in Dublin ausgefallen

In der Innenstadt von Dublin sind in diesem Jahr die Ostergottesdienste ausgefallen – wegen des Gedenkens an den Osteraufstand 1916. Die Polizei hat die anglikanische Kathedrale Christ Church gebeten, ihr Portal aufgrund einer geplanten Parade am Ostermorgen geschlossen zu halten. Betroffen von den Sicherheitsmaßnahmen waren auch sechs weitere Kirchen in Dublin. An Ostern 1916 hatten irische Republikaner erfolglos versucht, eine Ablösung von Großbritannien zu erzwingen. Die anglikanische *Church of Ireland* erklärte, der Polizeibeschluss zur Totalsperrung des Zentrums sei ohne Rücksprache erfolgt. Auf Vorschlag des anglikanischen Erzbischofs **Michael Jackson** taten sich die blockierten Innenstadtgemeinden mit Pfarreien außerhalb der Sperrzone zusammen.

Kathedralen in Finanznot

Rund zwei Drittel der 42 Kathedralen der anglikanischen Church of England kämpfen mit Finanzproblemen für ihren Unterhalt. Von den Verantwortlichen von 38 Kathedralen äußerten sich 68 Prozent „besorgt“ beziehungsweise „sehr besorgt“ hinsichtlich ihrer Finanzlage und ihres baulichen Erhalts. Obwohl die Anglikanische Kirche im zurückliegenden Jahr umgerechnet insgesamt 11 Millionen Euro vor allem für historische Gotteshäuser bewilligt habe, reiche diese Summe nicht aus.

Warnung vor deutscher Sondermoral

Der Historiker **Heinrich August Winkler** warnt vor einer deutschen Sondermoral: „Es besteht eine gewisse Gefahr, dass wir unsere kritische Aufarbeitung des schrecklichsten Kapitels der deutschen Geschichte, der Herrschaft des Nationalsozialismus, als so vorbildlich empfinden, dass wir daraus die Folgerung ableiten, nun seien wir anderen moralisch überlegen und könnten ihnen endlich zeigen, wo es langgeht“, sagte Winkler. Das wäre ein Stück Selbstüberhebung, denn in allen anderen europäischen Ländern

würde ein solcher Umschlag von der Zerknirschung in die Selbstüberschätzung als eine neue Form deutscher Arroganz empfunden.“

Deutsche sind offen für Veränderungen

Unter den Deutschen gibt es ein sehr hohes Maß an Veränderungsbereitschaft. Dies ist eines der Ergebnisse der Studie „Das Vermächtnis“ des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (WZB). „Zwischen Alt und Jung herrscht Frieden. Und dieser Frieden reicht sogar noch weiter“, erklärte WZB-Präsidentin **Jutta Allmendinger**. „Die Einkommen liegen weit auseinander, die Vermögen noch mehr, der Zugang zu Bildung ist sehr ungleich verteilt, es gibt Unterschiede zwischen Ost und West“, sagte sie. „Man könnte in vielerlei Hinsicht von einer gespaltenen Gesellschaft sprechen. Unter der Oberfläche aber, im Inneren, wenn es um die Werte und Normen geht, liegen die einzelnen Gruppen der Gesellschaft nah beieinander. Das ist ein Ansatz für Hoffnung.“

„Rasanter“ Anstieg von Armut bei Rentnern

Der Paritätische Wohlfahrtsverband hat die Armut in Deutschland als anhaltend hoch kritisiert – Hauptrisikogruppen seien Alleinerziehende, Erwerbslose und Rentner. Deren Armutsquote sei „rasant“ gestiegen und liege erstmals über dem Durchschnitt, kritisierte der Verband. So habe das gute Wirtschaftsjahr 2014 zu keinem nennenswerten Rückgang der Armutsquote in Deutschland geführt, sondern sie verharre mit 15,4 Prozent auf hohem Niveau. Die Verbände forderten die Bundesregierung auf, „einen sozial- und steuerpolitischen Kurswechsel einzuleiten, um Armut zu bekämpfen und eine Verringerung sozialer Ungleichheit zu erreichen.“

KIRCHE IM RADIO

Positionen in Bayern II
3. April, 6.45-7.00 Uhr
Pfarrer Dr. André Golob
Rosenheim

„Missionare der Barmherzigkeit“

Papst Franziskus hat im Aschermittwochsgottesdienst tausend Priester als „Missionare der Barmherzigkeit“ ausgesandt. Sie sind ausgestattet mit der Befugnis, von Sünden loszusprechen, deren Vergebung sonst dem Heiligen Stuhl vorbehalten ist. Dazu gehören laut Katholischer Nachrichtenagentur: „Hostienschändung, Attentat auf den Papst, unerlaubte Bischofsweihe, Bruch des Beichtgeheimnisses oder versuchte Priesterweihe einer Frau“.

Islam polarisiert in Kirchen stärker

Der Leipziger Religionssoziologe **Gerd Pickel** sieht in den Kirchen eine schärfere Polarisierung der Einstellungen zum Islam als in der Gesamtgesellschaft. „Gläubige mit traditionelleren Einstellungen haben häufiger eine ablehnendere Haltung zu Muslimen, liberalere Gläubige hingegen sind oftmals sehr aufgeschlossen und beispielsweise in der Flüchtlingshilfe sehr aktiv“, erklärte Pickel. Dabei begründeten beide Seiten ihre jeweiligen Einstellungen mit ihren Wertvorstellungen. Religiöse Personen stünden nicht per se ablehnend dem Islam gegenüber. Es sei aber nachweisbar, dass Christen mit „dogmatischen, traditionellen Glaubenseinstellungen“ dem Islam gegenüber kritischer seien.

Bangladesch: Abschaffung des Islam als Staatsreligion?

Bangladesch erwägt offenbar die Abschaffung des Islam als Staatsreligion. Das Oberste Gericht des südasiatischen Landes befasst sich derzeit mit mehreren Anträgen, die den offiziellen Status der Religion in Frage stellen. Anlass für diesen Schritt ist die jüngste Welle terroristischer Angriffe von Islamisten auf Angehörige von Minderheitsreligionen wie Hindus oder Christen. Vor allem islamkritische Autoren waren in den vergangenen Monaten immer wieder Opfer gewaltsamer Attacken geworden. Etwa 90 Prozent der mehr als 150 Millionen Einwohner von Bangladesch sind Muslime. Seit 1988 ist der Islam Staatsreligion.

fortgesetzt auf Seite 31



Idealismus und Realität



VON WALTER JUNGBAUER

WENN ICH MIR DAS LEBEN VON MIGUEL DE Cervantes betrachte, so scheint es selbst schon so voller Abenteuer und tragischer Gegebenheiten, dass er statt seines 1605/1615 erschienenen Hauptwerks *Don Quijote* eigentlich auch eine Autobiographie hätte schreiben können – sie wäre wahrscheinlich nicht weniger spannend gewesen.

Miguel de Cervantes – eine kurze Biographie

Ende September 1547 in Alcalá de Henares, einer Kleinstadt nahe Madrid, als viertes von sieben Kindern einer verarmten adeligen Familie geboren, studierte Cervantes zunächst Theologie an den Universitäten von Salamanca und Madrid. 1569 zog er dann nach Rom und wurde Kammerdiener von Kardinal Giulio Acquaviva – allerdings nicht sehr lange, denn bereits im gleichen Jahr trat er in eine in Neapel stationierte Einheit der spanischen Marine ein.

In der Seeschlacht von Lepanto, die am 7. Oktober 1571 im Ionischen Meer stattfand und in der die christlichen Mittelmeermächte unter Führung Spaniens gegen das Osmanische Reich kämpften, wurde er durch drei Schusswunden verletzt. Zwei der Schüsse gingen in die Brust, eine in die linke Hand, die dadurch dauerhaft verstümmelt blieb.

Trotz nur einer funktionsfähigen Hand blieb er im Dienst der spanischen Marine. Just als er seinen Dienst quittiert hatte und sich auf der Galeere *Sol* 1575 auf dem Weg zurück nach Spanien befand, wurde diese in der Nähe der katalanischen Küste von algerischen Korsaren angegriffen. Er überlebte diesen Angriff zwar, wurde aber als Sklave nach Algerien verschleppt.

Erst nach fünf Jahren und mehreren erfolglosen Freikaufbemühungen, bei denen sein Vater unter anderem sein gesamtes kleines Vermögen einsetzte, sowie zahlreichen abenteuerlichen Fluchtversuchen, die allerdings alle fehl

schlugen, konnte der Trinitarier-Orden Cervantes im Jahr 1580 freikaufen, und er kehrte nach Spanien zurück.

Im Alter von 36 Jahren heiratete er dort die 18-jährige Catalina de Salazar, Tochter eines wohlhabenden Bauern, und führte fortan ein Literatenleben. Ein Jahr später erschien sein erster Roman *La primera parte de la Galatea*. In den 1590er Jahren arbeitete er zudem als Versorgungskommissar der Marineverwaltung, wobei er während dieser Zeit auch drei Monate wegen angeblicher Veruntreuung von Staatsgeldern im Gefängnis von Sevilla verbringen musste.

Am 11. Oktober 1605 schließlich erschien der erste Teil seines bis heute bedeutendsten Werkes: der *Don Quijote* – im Original *El ingenioso hidalgo Don Quijote de la Mancha* (dt. *Der sinnreiche Junker Don Quijote von La Mancha*) – und wurde sofort zum Verkaufsschlager. Er war so beliebt, dass es bereits wenige Wochen nach Erscheinen die ersten Raubdrucke gab.

Der Roman von Cervantes ist eine Parodie auf die im späten Mittelalter beliebte Lektüre von Ritterromanen, die nach Ansicht der Gebildeten jener Zeit, denen Cervantes zustimmte, die Gehirne der Leserinnen und Leser vernebeln und den Verstand rauben würden. Die erste deutsche Übersetzung des Romans wurde 1621 angefertigt, erschien allerdings erst 1648 und umfasste auch nicht das gesamte Werk.

Einen zweiten Teil veröffentlichte Cervantes 1615 – nachdem ein anderer Autor, gereizt durch den Erfolg des ersten Teils, bereits eine durch Cervantes nicht genehmigte Fortsetzung geschrieben und veröffentlicht hatte.

Trotz des Erfolgs seines *Don Quijote* stirbt Cervantes schließlich am 23. April 1616 in Armut – scheinbar übrigens am selben Tag wie der britische Schriftsteller William Shakespeare (1564-1616), tatsächlich jedoch zwölf Tage früher, da Spanien schon nach dem gregorianischen, England aber noch nach dem julianischen Kalender rechnete.



Walter Jungbauer ist Vikar in der Gemeinde Hamburg

Mamel, „Cervantes“, Flickr.com (Creative Commons License, bearbeitet durch John Grantham)



Don Quijote – das ‚beste Buch der Welt‘

Im Jahr 2002 wurde der Don Quijote von 100 bekannten Schriftstellern zum ‚besten Buch der Welt‘ gewählt. Organisiert hatte diese Wahl das Osloer Nobelinstitut.

In dem Roman schnappt der etwa 50-jährige Landadelige Alonso Quijano, der in einem Dorf der zentralspanischen Region La Mancha lebt, durch die fortgesetzte Lektüre von Ritterromanen über. Obwohl die Welt des Rittertums schon vor Jahrhunderten untergegangen ist, fasst Junker Quijano den Entschluss, selber als fahrender Ritter auf Abenteuer auszuziehen. Genau wie seine Helden aus den Ritterromanen will er das Unrecht bekämpfen, sich in Heldentaten stürzen und ewigen Ruhm erringen. Aus Pappdeckel und Metall fertigt er sich einen Helm, eine rostzerfressene Rüstung poliert er auf, und ein Bauernmädchen, welches einst sein heimlicher Jugendschwarm gewesen ist, kürt er zur Dame seines Herzens und gibt ihr den Namen Dulcinea von Toboso. Sich selber nennt er ab diesem Zeitpunkt Don Quijote.

Er besteigt sein altes Ross, das er Rosinante tauft, und reitet davon. In seinem Wahn wird ein einfaches Gasthaus für ihn zum Kastell und dessen Wirt zum edlen Ritter, der ihm den Ritterschlag versetzen soll – und dies auch tut. In den folgenden ‚Heldentaten‘ zieht er sich immer wieder heftige Prügel zu und wird schließlich von einem gutmütigen Bauern seines Dorfes wieder nach Hause gebracht.

Der ‚Kampf mit den Windmühlen‘, die Don Quijote für Riesen hält und für die der Roman sprichwörtlich – „Donquijoterie“ – berühmt ist, ereignet sich dann allerdings erst auf einer zweiten Ausfahrt, die er danach unternimmt. Hier auch taucht erst sein Knappe Sancho Panza auf, ein Bauer, den er zu seinem ‚Stallmeister‘, ernennt. Er ist es auch, der den Vorschlag macht, dass sich Don Quijote den Beinamen ‚Ritter von der traurigen Gestalt‘ geben solle – was dieser dann auch tut.

Trotz aller Bedenken und der offensichtlichen Diskrepanz zwischen Don Quijotes Einbildung und der Realität, auf die Sancho Panza auch immer wieder hinweist, bleibt er dabei seinem Herrn treu – denn dieser hat ihm eine reiche Belohnung in Aussicht gestellt.

Erst im zweiten Teil des Romans, in dem stärker kluge Gespräche als farbige Abenteuer im Mittelpunkt stehen, lässt Cervantes seinen tragischen Helden Don Quijote seine Verwirrtheit erkennen. Don Quijote wird wieder Alonso Quijano und stirbt schließlich als weiser Mann, guter Christ und kluger Mensch.

Sancho Panza und sein Ritter – Urbilder menschlicher Eigenschaften

In Sancho Panza und Don Quijote begegnen uns letztlich zwei Urbilder menschlicher Eigenschaften: Der Idealist und der Realist. Sancho Panza wird als klein, dick, praktisch, ängstlich und mit gesundem Menschenverstand denkend geschildert; Don Quijote dagegen ist lang, dürr, in seinen idealistischen Träumen gefangen und vermeintlich furchtlos. Vertritt Don Quijote die Welt der Ideen, steht Sancho Panza für die Prinzipien der Realität.

Wenn ich die Botschaft Jesu vom Reich Gottes betrachte, ist mir der Idealismus des Don Quijote nicht so fern, wie es vielleicht zunächst scheint. Auch das Reich Gottes scheint ja manchmal wie eine Traumwelt, die nahezu unerreichbar wirkt und die jeglichem Realitätssinn widerspricht. Und dennoch arbeiten wir Christinnen und Christen daran, diesen Traum zu verwirklichen.

Aber wie heißt es nicht in einem Kirchenlied, dessen Text der brasilianische Erzbischof Dom Hélder Câmara, einer der profiliertesten Vertreter der Befreiungstheologie, geschrieben hat: „Wenn eine/r alleine träumt, ist es nur ein Traum. Wenn viele gemeinsam träumen, dann ist das der Beginn einer neuen Wirklichkeit. Träumt unsern Traum!“

Der Narr und seine Visionen

VON CLAUDIA RENKEWITZ

DAS MUSS EIN WAHRER NARR sein, der sich eine rostzerfressene Rüstung anlegt und mit einem klapprigen alten Gaul auszieht, um als fahrender Ritter gegen das Unrecht in der Welt zu kämpfen.

Ein Narr und Wirtkopf fürwahr, dieser Möchtegern-Ritter Don Quijote, der staubumwölkte Hammelherden attackiert, da sie ihm wie mächtige Heere erscheinen, und gegen Windmühlen kämpft, die er für vielarmige Riesen hält.

Dieser „Ritter von der traurigen Gestalt“ aber, der Einbildung und Wirklichkeit nicht ordentlich auseinanderhalten kann, dem übel

mitgespielt wird und der seine Kämpfe fast immer verliert, ist ein Narr, den die ganze Welt kennt, ein Narr, von dem seit 400 Jahren und bis zum heutigen Tage eine große Faszination ausgeht und dessen „Kampf gegen Windmühlen“ sprichwörtlich geworden ist: oft zitiert und viel bemüht, wenn ein Unterfangen als völlig aussichtslos erscheint und alles Bemühen nichts bewirken kann.

Am Unrecht in der Welt ändert Don Quijote nichts, aber das kümmert ihn nicht. Er reitet weiter, standhaft, trotz alledem und gegen alle Widerstände an, denn Don Quijote hat Visionen. So scheint unerwartet eine andere Sicht auf diesen recht lächerlich gezeichneten

alten Mann auf: eine Idee von der Macht der Vision, die zwar äußerst seltsam anmuten mag, beharrlich und unbeirrt verfolgt jedoch eine eigene Realität hervorbringt, die anderen Regeln folgt und die Wirklichkeit so zu verändern vermag.

Don Quijote – das ist also auch der, den seine aberwitzigen Visionen befähigen, noch den aussichtslosesten Kampf weiter zu führen und sich von seinen Niederlagen nicht groß beeindrucken zu lassen. Don Quijote – das ist auch der, der nicht bereit ist, seine Träume von einem gerechteren Leben aufzugeben, selbst wenn das Eintreten für seine Visionen ihm schweren Schaden zufügt.



Claudia Renkewitz ist Mitglied der Gemeinde Freiburg

Andere Visionäre

Nicht, dass er damit alleine wäre.

War das denn etwa kein Spinner, dieser Mahatma Gandhi (* 1869, ermordet 1948), politischer und geistiger Anführer der indischen Unabhängigkeitsbewegung, der im Widerstand gegen die britische Kolonialherrschaft die Prinzipien des unbedingten Festhaltens an der Wahrheit, der Gewaltlosigkeit sowie der individuellen wie politischen Selbstkontrolle und Selbstbestimmung entwickelte? Heute gilt sein Name als Synonym für gewaltfreien Widerstand, als Synonym für den Einsatz für Freiheit und Menschenrechte.

Und was war das doch für ein in den Wolken schwebender Fantast, dieser Martin Luther King jr. (* 1929, ermordet 1968), Anführer der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, Kämpfer gegen soziale Unterdrückung und Rassismus, glühender Verfechter eines friedlichen Weges hin zu einer besseren und gerechteren Welt, ein Mensch, der schmerzenden, demütigenden Rassismus von Kindesbeinen an am eigenen Leib, an der eigenen Seele erleiden musste und der dennoch sagte: „Ich habe einen Traum, dass eines Tages auf den roten Hügeln von Georgia die Söhne früherer Sklaven und die Söhne früherer Sklavenhalter miteinander am Tisch der Brüderlichkeit sitzen können.“ Ein Traum, eine Vision, die die Welt bewegt und verändert hat, damals aber, 1963, noch als wirklichkeitsfern erscheinen musste.

In einer von Gewalt und Krieg beherrschten Welt, wie wir sie heute zunehmend wieder erleben, erscheint der Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit und der Glaube an die Kraft der Mitmenschlichkeit, der Nächstenliebe und der Vergebung erneut wie der sprichwörtliche Kampf gegen Windmühlen, erscheinen diejenigen, die an diesem Ideal festhalten, vielen wie versponnene Träumer und Narren; zumal der Sündenfall mit dem Verlust der Unschuld doch gerade die Erkenntnis mit sich brachte, dass die Fähigkeit zum Bösen im Inneren des aus dem Paradies vertriebenen Menschen begründet liegt und für jede und



jeden von uns einen im Diesseits nicht überwindbaren Widerstreit der hellen und der dunklen Kräfte, des Guten und des im Extremfall abgrundtief Bösen mit sich bringt.

Dennoch bleibt unser Anliegen eine Gesellschaft der Versöhnten, in der die Menschen in Frieden und Gerechtigkeit miteinander leben können. Und obwohl wir wissen, dass unser Handeln immer nur Stückwerk sein kann; obwohl wir wissen, dass sich uns immer wieder von Menschen verschuldete, tief erschütternde Abgründe auftun, die all unser Tun in Frage stellen (wie etwa im Zivilisationsbruch Auschwitz oder im unvorstellbaren Terror islamistischer Milizen wie dem sogenannten Islamischen Staat, Al-Quaida, Boko Haram, Al-Shabaab ...), halten wir dagegen: nun gerade. Trotz allem.

„Wenn jemand mich liebt“, sagte Jesus zu seinen Jüngern, „wird er an meinem Wort festhalten“ und, wenig später: „Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht einen Frieden, wie die Welt ihn gibt, gebe ich euch“ (Johannes 14,23 und 27). Der Frieden in Gott, in dem all unser Bemühen sein Ziel hat, ist ein anderer als der, den wir Menschen

zu bewirken vermögen. Gottes Geistes-Gegenwart aber ist Trost, Verheißung und Quelle der Kraft.

„Euer Herz beunruhige sich nicht und verzage nicht“ – für mich eine Aufforderung, den Traum von Frieden und Mitmenschlichkeit nicht aufzugeben, Angst und Resignation immer von neuem zu überwinden und mich unabhängig zu machen von abschätzigen Beurteilungen durch andere. Eine Aufforderung, das Menschenmögliche zu tun und mich nicht ablenken zu lassen. Wie Don Quijote, der Narr und Visionär, meinen Weg zu gehen, trotz aller Niederlagen und Rückschläge.

Noch einen gibt es, der diesem Narr verwandt ist, einen, der wälzt einen schweren Felsen den Berg hinauf, aber jedes Mal, wenn er beinahe oben angekommen ist, rollt der Fels zurück ins Tal. Und wieder geht er hin und wälzt den Felsen hinauf, und noch einmal, und wieder – ein Leben lang.

Man müsse sich – so der französische Schriftsteller und Philosoph Albert Camus (1913-1960) – Sisyphos als glücklichen Menschen vorstellen, denn „der Kampf gegen Gipfel vermag ein Menschenherz auszufüllen“. ■

*Tomas Roggero, „Cervantes“, Flickr.com
(Creative Commons License)*



Jutta Respondek
ist Mitglied der
Gemeinde Bonn

Gegenwind

VON JUTTA RESPONDEK

MANCHMAL
haben wir ganz schön zu kämpfen
mit den Stürmen des Lebens
wir plagen uns
mit Widerständen und Hindernissen
mit unserer Unzulänglichkeit
mit Rückschlägen und Versagen
mit Ängsten und Zweifeln
mit Enttäuschung und Resignation
mit Zwietracht und Schuld
manchmal
fühlen wir uns ausgeliefert
machtlos
hilflos
in all dem Aufruhr
in und um uns
halten vergebens Ausschau
nach schnellen Lösungen
nach dem leichten Weg

Du
Jesus
hast uns keine ruhige Seefahrt versprochen
die Reise ist oft unbequem
und voller Gegenwind
Du hast nicht von Idylle gesprochen
sondern von Bedrängnis
aber
Du hast uns zugesagt
immer bei uns zu sein
in allen Nöten und Gefahren
an Dir können wir uns fest-halten
Du bist mit im Boot
in allen Stürmen
in allen Herausforderungen des Lebens
Du gibst uns immer wieder Kraft und Mut
Schwierigkeiten zu meistern
dem Gegenwind zu trotzen
das Unmögliche zu wagen
gegen Ströme zu schwimmen
wider alle Zweifel zu hoffen
der Liebe zu vertrauen
an Deinen SHALOM zu glauben
und nicht aufzuhören
das Leben zu umarmen

Foto: Andrew, „Wind“, Flickr.com
(Creative Commons License)



Zwischen Ideal und Idealisierung

Teresa de Ávila, Ignacio de Loyola und Don Quijote de la Mancha

VON SEBASTIAN WATZEK

M Märtyrertod und Selbstmordmission

EINE DER BEKANNTESTEN Episoden im Leben von Teresa de Ávila (28. März 1515 – 4. Oktober 1582) trug sich recht früh in ihrer Jugend zu. Sie selbst beschreibt diese Episode in ihrer Autobiografie (Vida 1,4):

„Ich hatte einen Bruder [Rodrigo], der fast so alt war wie ich und an dem ich ganz besonders hing. Wir beide lasen oft gemeinsam in den Lebensbeschreibungen der Heiligen. ... So tat ich mich mit diesem Bruder zusammen, um zu beraten, welches Mittel es dazu gab. Wir kamen überein, uns ins Land der Mauren aufzumachen und aus Liebe zu Gott darum zu bitten, uns dort zu köpfen.“

Teresa hatte dieses Unterfangen mit der Kinderlogik einer Siebenjährigen gründlich geplant und ausgeführt. Nachdem sie ihren Bruder Rodrigo mit der ihr eigenen

Überzeugungskraft für dieses Unternehmen begeistert hatte, plante sie dieses Unterfangen sehr genau. Sie sorgte für Proviant und beobachtete, wann die Aufmerksamkeit ihrer Mutter abgelenkt war, um sich auf den Weg zu machen. Ein von der besorgten Mutter verständiger Onkel fing die beiden kleinen Ausreißer wieder ein, bevor sie Avila verlassen konnten. Zur Rede gestellt, nahm Teresa die Verantwortung auf sich und warf keck den Ball zurück: Was kann sie denn dafür, wenn sie daheim solche Bücher zu lesen bekam, welche sie zu derartigen Unternehmungen inspirierten? Gemeint waren damit Heiligenlegenden und – die vom Vater missbilligten – Ritterromane.



Eine ähnliche Geschichte trägt sich im Leben des baskischen Edelmannes Ignacio de Loyola (31. Mai 1491 – 31. Juli 1556) zu. Nachdem er im Jahre 1521 in einem Himmelfahrtskommando mit nur einer Handvoll Soldaten die Zitadelle von Pamplona gegen ein bei weitem zahlenmäßig überlegenes französisches Heer zu verteidigen suchte – nachdem die Einwohner von Pamplona den Franzosen schon die Stadttore geöffnet hatten!-, wurde er von einer Kanonenkugel am Bein getroffen und schwer verwundet. Die Franzosen behandelten den Schwerverwundeten aber mit allen ritterlichen Ehren und ließen ihn auf das väterliche Schloss nach Loyola bringen. Nach schmerzhaften Operationen, die Inigo fast nicht überlebte, besserte sich sein Zustand allmählich.

„Und allmählich befand er sich so gut, dass er in allem sonst gesund war und sich nur nicht gut auf dem Bein halten konnte. Und so war er gezwungen, im Bett zu bleiben. Und weil er der Lektüre von weltlichen und falschen Büchern sehr ergeben war, die man Ritterromane zu nennen pflegt, bat er, als er sich gut fühlte, man möge ihm einige davon geben, um die Zeit zu verbringen. Doch in jenem Haus fand sich keines von denen, die er zu lesen pflegte. Und so gaben sie ihm ein Leben Christi und ein Buch vom Leben der Heiligen auf spanisch“ (Bericht des Pilgers 5,2-4).

Durch diese beiden Arten von Lektüre beeinflusst und angespornt, ändert Inigo radikal sein Leben (nennt sich nun Ignacio), bricht mit seiner adeligen Stellung und macht sich zu Fuß nur mit einem Sack bekleidet zu einer Pilgerfahrt ins Heilige Land auf. Später gründete er in Paris mit einem Freundeskreis die „Gesellschaft Jesu“.

Beginn eines neuen Zeitalters, ein mächtiges Königreich, honra (Ehre) und Angst vor der Hölle

Um diese beiden Erlebnisse aus Teresas und Ignacios Leben besser einzuordnen, hilft ein Blick auf das damalige Spanien. Die Bewohner Spaniens mussten sich wie in einem Traum fühlen. Erst vor einigen



Bilder: Oben links, Don Quijote und Sancho Panza; mittig, Ignatius von Loyola; unten rechts, Teresa von Avila. Quelle: Wikipedia (Creative Commons License)



Sebastian Watzek ist Vikar in der Gemeinde Berlin



Jahrzehnten haben die sogenannten „*reyes católicos*“ Königin Isabella I. von Kastilien (1451–1504) und König Ferdinand II. von Aragón (1452–1516) durch ihre Heirat einen Bürgerkrieg beendet und damit den Grundstein für das Reich Kaiser Karls gelegt, in dem „die Sonne nicht untergeht“. Ein Reich, ein Herrscher, ein Glaube, eine Kirche – so lautete jedenfalls die monarchische Vision.

Zu dieser passten die Ordnung und Werte des Mittelalters: Der Mensch im Mittelalter war eine statische und hierarchisch fest gefügte Ordnung gewohnt, sowohl staatlich (Ständeverfassung) wie auch religiös. Für ihn war das Allgemeine von Bedeutung. Alles war in eine feste Ordnung gebracht und verlieh dem eigenen sowie dem gesellschaftlichen Leben und Miteinander Schutz und Orientierung. Zu solch einer Ordnung brauchte man ritterliche Werte wie Treue, Ehrerbietung, Gefolgschaft, Gehorsam, eine äußerste Verherrlichung der Höflichkeit und des Gerechtigkeitssinns. Das Idealbild war das eines Menschen, welcher sich dem Kampf des Guten gegen das Böse geweiht hat: Abenteuer geschahen im Dienst einer höheren Sache.

Im Schatten dieser „alten“ Welt zeichnete sich aber schon ein neues Zeitalter ab, in welchem nichts mehr sicher schien. Die beginnende Neuzeit bedeutete vor allem unglaubliche Erschütterungen und Turbulenzen! Kriege, Plagen, Berichte von fernen und neu entdeckten Ländern, das sich abzeichnende Schisma in der westlichen Kirche, Rufe nach kirchlichen Reformen, der Humanismus mit seinen Ideen beschäftigten viele Zeitgenossen und versetzten sie teilweise in Aufruhr.

Gleich blieb in diesen Zeiten im spanischen *Siglo de Oro* Spaniens ein Schlüsselbegriff: die *honra* (Ehre). Die soziale Herkunft und das Ehrgefühl bedeuteten alles, ein ausgefeilter Ehrenkodex beherrschte das Leben und bestimmte das eigene Verhalten wie auch die Beziehungen zum Nächsten. Wegen der *honra* wurde auch getötet. So musste Teresas Familie, welche vom Großvater väterlicherseits jüdischer Abstammung gewesen

war, als sogenannte „*conversos*“ (zum christlichen Glauben Konvertierte) aufpassen, ja keinen Fehltritt in der Öffentlichkeit zu begehen. Dieser könnte die Existenz der ganzen Familie bedrohen! Und der leidenschaftliche Baske Ignacio war nicht nur einmal in Händel und Streitigkeiten um der *honra* willen verwickelt.

Die katholische Kirche bot damals zwei Gesichter: auf der einen Seite Angst vor der ewigen Verdammnis, fantastische Höllenstrafen, die Furcht, jedes kleine Vergehen könnte jemanden ewigen Höllenqualen preisgeben. Die Angst vor der ewigen Verdammnis versuchte man durch Gebete, Buße und fromme Werke zu bannen. Dagegen die andere Seite: eine tief im Volk verwurzelte Frömmigkeit, welche durchtränkt war von Bildern, Statuen, reich verzierten Missalen, päpstlichen Bullen, Ehrentiteln, Messen, Novenen, Prozessionen und Heiligen. Das Paradies, die ewige Seligkeit sozusagen. Von dieser waren die vier kirchlich verurteilten Gruppen natürlich ausgenommen: die protestantischen Schismatiker, die Mauren als Repräsentanten des afrikanischen Kontinents, die „Ungläubigen“ der Neuen Welt und die Juden.

Don Quijote de la Mancha – ein Abgesang auf eine untergehende Welt

Dass solch eine Klassifizierung und ein solches Denken nicht durchzusetzen waren, zeigten schon die damaligen kirchlichen Reformen. Gebremst wurden sie auch durch den sich abzeichnenden Niedergang des spanischen Weltreiches. Miguel de Cervantes' Roman „Der sinnreiche Junker Don Quijote von der Mancha“ ist vor allem eine Abrechnung mit dem spanischen Königshof unter Philipp III. Die stilistisch benutzte „*locura*“ (Verrücktheit) Don Quijotes ist zudem eine Kritik an den Ritterromanen und den darin geschilderten Abenteuern. Damit soll den Lesern vor Augen geführt werden, wie zu viel übermäßige Lektüre von solchen Werken jemandem den Verstand raubt.

Ideal und Idealisierung: Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat...

Etwas überzeichnet könnte man folgende Charakterisierung vornehmen: Teresa von Avila und Ignacio de Loyola verstanden es, die Ideale der Ritterromane und der dem Ideal nach gleichgestellten Heiligenlegenden positiv für ihr Leben und ihre Beziehung zu Gott umzuwandeln. Miguel de Cervantes stellt das andere Ende der Skala dar, indem er auf die Gefahren einer Idealisierung und des Festhaltens an vergangenen, nun weltfremden Idealen hinweist.

Mit dieser Spannung zwischen Energie freisetzenden Idealen und in Abwehr und Rückzug festsetzenden Idealisierungen ist der (Glaubens-)weg eines jeden Menschen nachgezeichnet. Was bewegt die Menschen in unserer Zeit? Welche Ideale, Vorbilder und Werte herrschen in unserem jeweiligen Kulturkreis? Welche Ideale und Werte haben mir geholfen, welche hindern mich aber nun in meiner Entwicklung?

Dieses geistliche Gespür ist besonders im kirchlichen Kontext angebracht. Älteren Generationen möchte ich immer wieder gerne entgegnen: „Eure Kämpfe, Themen sind nicht mehr die meinen.“ Damit möchte ich keineswegs die Verdienste früherer Generationen in Frage stellen oder sie nicht würdigen. Aber ich merke, dass sie für die heutige Zeit nicht mehr passen, die Welt sich weitergedreht hat. Vielleicht sind auch schon meine eigenen Themen längst passé.

Es ist schon merkwürdig, zu beobachten, wie viele geistliche Aufbrüche mit der Zeit innerlich in sich erstarrt sind, wie sich deren Fortschritt in einen Rückschritt verändert hat. Vielleicht reagieren wir Alt-Katholiken und andere Kirchen deswegen so oft anstatt zu agieren? Beschäftigen uns mit Antworten auf Fragen, welche nicht mehr aktuell sind? Leben wir wirklich am Puls der Zeit oder doch eher unter einer behüteten Luftglocke, in welcher wir uns mit schon längst vergangenen Debatten und Diskussionen aufhalten und manchmal einem blinden Aktionismus frönen?

Diese Fragen stelle ich mir auch immer wieder persönlich. Es ist die Warnung des Wortes Gottes an uns: „Keiner, der die Hand an den Pflug gelegt hat und rückwärts blickt, ist tauglich für das Königtum Gottes“ (Lukas 9,62). Sowohl Teresa als auch Ignacio haben sich später in ihrem Leben eine geistliche Flexibilität angeeignet und sie

auch eingefordert: Wenn Zeit und Umstände sich ändern, muss sich der- beziehungsweise diejenige daran anpassen. Der einzige Punkt, über den beide nicht verhandelt haben, war, dem armen und demütigen Christus nachzufolgen.

Dies könnte auch heute noch ein Anfang für uns sein: geistig wachsam durch die Welt zu gehen, zu sehen,

welche Ideale, Werte, Sehnsüchte und Wünsche uns in positiver Weise in die Begegnung und Gemeinschaft mit Gott und unseren Mitmenschen führen und welche uns innerlich erstarren und zurück/nach hinten blicken lassen. Wenn dies passieren sollte, kann uns ja vielleicht die Verrücktheit Don Quijotes eine humorvolle Warnung sein. ■



Wer kämpft denn da – und wenn ja, wie viele?

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

WIE DIE GESCHÄTZTE LESERSCHAR DIESER Publikation wahrscheinlich schon länger ahnte, schreibe ich auch, wenn ich *nichts* zu sagen habe (so jedenfalls die Meinung einiger Lesenden). Und diesmal gebe ich ihnen sogar Recht: Ich weiß außer Namen nichts von Don Quijote, um den es in diesem Titel geht. Ich kenne nur die Namen der Helden: den des Autoren Miguel Cervantes, seiner Figur Don Quijote, dessen Pferdes (Rosinante) und seines Dieners Sancho Pansa. Und den Zusammenhang mit Windmühlen. Namen, die ich nie mit dem Mittelalter verband, sondern mit meinem Mathelehrer, Gott hab ihn selig, der damals auch schon Mittelalter war.

Mit Mathematik stand ich auf Kriegsfuß. So kam es, dass ich auch meinen Mathelehrer, der seine liebe Mühe von der fünften bis zur zehnten Klasse damit hatte, mir Formeln einzutrichern, auf kleinen Figuren-Skizzen stets mit rundem Bäuchlein auf einer Leiter stehend verewigte, wie er mit einem Trichter Formeln in meinen Schlund schüttete, deren Verdauung mir Probleme bereitete. (Diese verschiedenen Miniaturen fertigte ich übrigens in rauen Mengen, da sie als Lesezeichen sehr begehrt waren unter jenen Mitschüler/inne/n, die sich als meine Leidensgenossen verstanden.)

Zum Glück war ich nicht die einzige Mathe-Niete, denn so kam es, dass wir im Unterricht auch von Don Quijotes Existenz erfuhren. Stand ein Schüler ratlos vor der Tafel, auf die er unter größten Gedächtnisanstrengungen ein falsches Ergebnis zauberte, so wartete mein Lehrer, beiseite stehend und mit auf dem Rücken verschränkten

Armen, seine Pullmoll-Pastillen im Mund von links nach rechts schiebend. (Mit deren Bruchstückchen übersäte er bei seiner feuchten Aussprache auch oft genug die Hefte der Zöglinge in der ersten Reihe.) Er musterte den Probanden eine Weile auf und ab. Dann kam der Satz: „Tja, Ritter von der traurigen Gestalt, was nun? Den kenn’ Se doch, Don Quijote auf seinem Pferd Rosinante, der gegen Windmühlenflügel kämpft? Na, dann setzen Se sich mal wieder.“

Dann machte er sich daran, die richtige Rechenweise mit Kreide bis zum Ende der Schulstunde zu verdeutlichen, was für mich nur wieder Bahnhof hieß. Unser lieber Lehrer war so eifrig bei der Sache, dass er sogar das Läuten der Stunde überhörte und bis in die Pause referierte, was ihm von mir auch eine Zeichnung einbrachte, wie er auf einem sinkenden Schiff endlos doziert, während seine tumbe Schülerin das Heil im Davonschwimmen sucht.

Jedenfalls machten mich die Bemerkungen zum Ritter von der traurigen Gestalt neugierig auf Don Quijote, gleichwohl ich ihn bis heute nicht gelesen habe (Asche auf mein Haupt). Aber ich dachte automatisch bei seiner Verwendung im Matheunterricht, das müsse ein Leidensgenosse gewesen sein, der sich an den Windmühlenflügeln redlich versucht hatte und redlich scheitern musste, wie ja dieses geflügelte Wort sagt. Vor allen Dingen waren Windmühlenflügel ja gar keine wirklichen Feinde, wie mir später bewusst wurde, als ich wieder vor einer mathematischen Herausforderung saß. Nämlich, als meine Schwester für ihren Schulabschluss Sinus und Cosinus beherrschen musste und mich um Rat fragte, befasste ich mich also zwei Jahre nach meiner eigenen Zeit nochmals damit. Und da verstand ich es plötzlich und konnte es meiner Schwester erklären. Danach fragte ich mich, ob ich vielleicht auch all die Jahre mit Windmühlen gekämpft hatte? Wer weiß, selbst wenn diese Stichworte das einzige sind, was überliefert wird: Don Quijote wird weiterleben in unseren Herzen! ■

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover



Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

KANN MAN ANSTATT MIT einem Spieß in der Hand auf Rosinante auch mit der Feder in der Hand beziehungsweise mit dem PC gegen Windmühlen ankämpfen? O ja, man kann!

Zumindest kommt es mir häufig so vor, wenn ich versuche, in den *Christen-Heute*-Beiträgen das Neusprech zu eliminieren. Ich habe nämlich ein Problem: Was die Sprache angeht, bin ich eher von der alten Schule. Und da tut es weh, wenn deutsche Ausdrücke völlig sinnlos durch englische oder durch Fantasieausdrücke (prominentestes Beispiel: Handy) ersetzt werden.

Dabei behaupte ich nicht, dass es immer sinnlos wäre. Oft gibt es gar kein deutsches Wort, wie bei vielen Fachausdrücken der Computersprache. Und wenn für eine neue Sache ein neues Wort gebraucht wird, warum soll der neue Ausdruck dann nicht einheitlich auf der ganzen Welt verwendet werden? Dann braucht man ihn schon nicht zu übersetzen. Und manchmal ist das Deutsche einfach schrecklich umständlich. Wenn ich ein Hinweisschild aufzuhängen hätte, würde ich vielleicht auch das englische „Heli-Port“ dem Bandwurm „Hubschrauberlandeplatz“ vorziehen.

Aber allergisch bin ich gegen reine Modeanleihen aus dem

Englischen. Warum „In 2016“ sagen, wenn es im Deutschen sogar einfacher geht: „2016“ genügt. Warum darf das Erinnern nicht reflexiv bleiben? Nachdem es jahrhundertlang „Ich erinnere mich nicht daran“ hieß, soll man plötzlich „Ich erinnere das nicht“ sagen?

Ein anderes schönes Beispiel ist „Flyer“. Was soll das sein? Ein Flieger? Kaum. Ein Flugblatt ist auch nicht gemeint. Eigentlich wollen Leute, die „Flyer“ auslegen, nicht, dass sie herumfliegen. Sie wollen, dass sie gelesen werden. Warum sagen sie dann nicht „Faltblatt“, denn gefaltet sind „Flyer“ normalerweise. Das können alle verstehen. Aber der Zug

Der Kampf des Redakteurs gegen Windmühlen

VON GERHARD RUISCH

ist draußen – das Faltblatt kehrt nicht wieder.

Sie werden mich vielleicht kleinlich schelten, weil mich sogar die Kleinigkeiten stören. Im Deutschen wird das Genitiv-S eben nicht durch einen Apostroph abgetrennt. Es heißt „Omas Kuchen“ und nicht „Oma’s Kuchen“. Besonders eindrucksvoll fand ich die Formulierung auf dem großen Hinweisschild eines Gebrauchtwagenhändlers, an dem ich jahrelang fast jeden Tag vorbeigefahren bin: „Kaufe deutsche Auto’s bar“. Da hat der Apostroph sogar schon das Plural-S vom Rumpf getrennt. So ist es eigentlich nur konsequent, wenn der Deutschlehrer und Kabarettist Han’s Klaffl in „vorausgehendem Gehorsam“, wie er sagt, schon einmal das S von seinem Vornamen abtrennt.

Die andere Kleinigkeit, die verloren geht, ist der Bindestrich. So klein er ist, vermisste ich ihn doch häufig, wenn er fehlt, weil er dem Textverständnis hilft. Bei einem „Berliner-Verkauf“ werden Berliner verkauft. Den gibt es nur außerhalb von Berlin, weil die Berliner in der Hauptstadt „Pfannkuchen“ heißen. Ganz anders bei „Berliner Verkauf“. Das ist die Verkaufsstelle einer überregionalen Firma in Berlin. Sie kann es nur in der Hauptstadt geben. Oder: Das Schiller-Gymnasium ist das Gymnasium, das nach dem großen Dichter benannt wurde. Aber das Schiller Gymnasium ist das Gymnasium in Schill. Die im Freiburger Herder-Verlag erscheinende theologische Zeitschrift „Herder Korrespondenz“ ist dann der Briefwechsel aus Herd. Doch als ich kürzlich den Namen einer Freiburger Schule (!) auf dem Schul-„Flyer“ ohne Bindestriche las, wusste ich: Auch diesen Kampf hast du verloren!

Froschperspektive

Ausgerechnet die Badische Zeitung, unser Regionalblatt, das mich oft genug mit seinem wenig

sorgfältigen Umgang mit der Sprache ärgert, hat mir vor einer Woche den Kopf zurechtgesetzt. Unter der Überschrift „Krasses Deutsch“ widmete es eine ganze Seite dem Sprachwandel. Hier wird die Linguistin Damaris Nübling von der Uni Mainz zitiert, die die Vorbehalte von Sprachbewahrern wie mir so erklärt: Viele Menschen hätten in der Schule ein Deutsch gelernt, das sie für das beste halten, und mit dem sie meinen, sich über andere erheben zu können, die nicht genau dasselbe Deutsch sprechen und schreiben. Sprache diene also der sozialen Distinktion, wozu eben die Definitionshoheit darüber gehört, was man für richtiges Deutsch hält. – Das hat gegessen! Genauso wie die Äußerung des Düsseldorfer Linguisten Rudi Keller, der die verbreitete Anglizismuskritik für linguistische Xenophobie hält.

Ich muss es ehrlich zugeben: Dieser Zeitungsartikel ist für mich ein Lehrstück der Gelassenheit. Der Autor, Andreas Frey, gibt unumwunden zu, dass unsere Sprache sich so schnell und radikal ändert wie nie zuvor und dass das vor allem auf die vielen Zuwanderer zurückzuführen ist. Nicht nur der Genitiv sei ein Auslaufmodell, wie allgemein beklagt wird („Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“), sondern auch der Dativ („Er muss sich eine Behandlung unterziehen“) und der Akkusativ („Es gibt da ein origineller Autor“).

Aber Frey macht darauf aufmerksam, dass die Sprache sich immer wandelt, dass seit der Antike über den Zustand der Sprache gewettert wird. „Die Zukunft ist dabei immer ein Abgrund, der Sprachwandel ein Verfall. Und so ist es natürlich auch heute.“

Wenn wir uns klar machen wollen, wie sehr sich unsere Sprache gewandelt hat, müssen wir nur einmal versuchen, einen alt- oder mittelhochdeutschen Text zu lesen. Sprache verändert sich einfach dadurch

permanent, dass sie täglich millionenfach benutzt wird; wir können Änderungen weder hervorbringen noch verhindern, ja wir bemerken sie gewöhnlich nicht einmal.

So geht es allen Sprachen der Welt. Wenn es uns tröstet: 30-40 Prozent der englischen Sprache sind französischen Ursprungs. „Was wir als Sprachverfall wahrnehmen, ist zu einem erheblichen Teil der allgegenwärtige Sprachwandel aus der historischen Froschperspektive betrachtet,“ so Rudi Keller. Doch die Fehler von heute seien vielleicht die Regeln von morgen.

Was mache ich Don Quijote nun damit? Ich versuche es mir sagen zu lassen und gelassener zu werden. Was soll ich mich aufregen, nur weil unsere Sprache sich wandelt? Es stimmt ja: Nicht einmal heute so selbstverständliche Worte wie Philosophie, Nase und Charme hätten wir, wenn diese Fremdwörter nicht irgendwann „in“ gewesen wären.

Obwohl – eine Bitte habe ich doch: Lassen Sie mir noch eine kleine Windmühle. Was einmal meine jüngeren Nachfolgerinnen und Nachfolger in der *Christen-Heute*-Redaktion machen werden, soll mir alles recht sein. Ich werde versuchen, das möglicherweise einziehende Neusprech wohlwollend und gelassen zu lesen und mich am Inhalt der Texte zu freuen. Aber so lange ich noch zuständig bin, möchte ich mein Steckenpferd Rosinante noch ein wenig reiten dürfen und manche Anglizismen ins Deutsche übersetzen, manchem Genitiv zu seinem Recht verhelfen, ja sogar manchen Bindestrich einfügen, wo er nach der Lehre der Ahnen hingehört. Ich will versuchen, das zu tun im Bewusstsein, dass ich wie Don Quijote gegen Windmühlen anrenne – und das zu tun, ohne überheblich zu werden. ■



Ich werde nicht aufhören zu fragen, zu klagen und zu hoffen

Gegen alle Vergeblichkeiten und Resignation

VON RAIMUND HEIDRICH



Raimund
Heidrich ist
Mitglied der
Gemeinde
Dortmund

1. Ich werde nicht aufhören zu fragen,
werde mich nicht mit vorschnellen
Harmonie-Antworten
zufrieden geben,
werde mich auch nicht entmutigen lassen
mit dem Hinweis,
darauf gäbe es eben keine Antwort
und fragen wäre deshalb sinnlos.
Ich werde nicht aufhören zu fragen,
weil im Fragen Würde steckt und Selbstachtung,
weil im Fragen die Resignation durchbrochen wird
und weil die Richtung einer möglichen Antwort
schon aufleuchten kann.
Deshalb werde ich nicht aufhören zu fragen!
2. Ich werde nicht aufhören zu klagen,
ich werde mein Elend hinausschreien.
Ich werde nicht schweigen
über das Unrecht und das Leid,
das man euch angetan hat,
das euch so niederdrückt.
Die Namen der Täter
werde ich klar aussprechen vor Dir:
Öffne Deine Ohren, Gott,
höre meine Klage!
3. Und wenn Du schweigst,
Dich taub stellst,
nicht zu sprechen bist,
mich abweist,
mich verlässt,
ja, wenn Du mich fallen lässt,
dann lasse ich Dich aber, mein Gott, nicht fallen.
Ich klammere mich fest an Dich,
ich vertraue auf Deine Zusagen trotz allem,
ich fordere sie ein:
Halte Deine Versprechen,
stehe zu Deinen Verheißungen!
4. Ich werde nicht aufhören zu hoffen,
denn das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.
Ich gebe meinen Träumen Raum,
lasse Visionen zu,
so dass die verpanzerte Realität erschrickt,
sich dann von neuen Möglichkeiten erweichen lässt,
und dann tatsächlich weicht
einer bislang nicht für möglich gehaltenen,
neuen Wirklichkeit.
5. Ich werde nicht aufhören zu hoffen,
denn das letzte Wort ist noch nicht gesprochen.
Ich folge den Hoffnungsspuren Jesu,
lasse mich einladen von ihm
zum Mahl der Zöllner und Sünder
(ich bin auch nicht besser).
Ich teile mein Brot wie er
mit Armen und Kranken,
mit Trauernden und Verzweifelten
und vertraue, ganz wie er, seinem Abba-Gott,
der ihm wie mir Vater ist und Mutter
und der uns alle zu Geschwistern Jesu macht
und zu Kindern Gottes.
Und weil er sterbend sich seinem
Abba-Gott anvertraut
und weil dieser ihn aufgefangen und aufgenommen
und ihm neues Leben geschenkt hat,
wage auch ich neu zu hoffen,
befreit aufzuatmen
und erste Schritte des Vertrauens zu tun. ■

Aristoteles

Was kann Philosophie
– und was nicht?

VON GREGOR BAUER

ANGESICHTS DES KLIMAWAN-
dels träume ich manchmal
von einer Gesellschaft, in
der gedankliche Reisen in geistige
Welten dasselbe Prestige hätten wie
heute klimaschädliche Flugreisen.
Dann müsste, wer anderen impo-
nieren wollte, nicht von exotischen
Durchfallerkrankungen berichten,
sondern von – sagen wir – Aristoteles
(384–322).

Herrlich langweilig

Die Aristoteleslektüre gälte dann
so viel wie heute ein Abenteuerurlaub
im Gebirge: „Boah“, könnte der
aus den Büchern Heimgekehrte im
atemlos staunenden Freundeskreis
protzen, „war das eine Qual! Ist der
– langweilig!“

Ja, langweilig ist Aristoteles. So
richtig schön schauerlich grässlich
langweilig. Zwar konnte er auch
unterhaltsam schreiben, aber über-
liefert sind fast nur die zähen Vorle-
sungs-Mitschriften seiner Studenten.
Stoff für geistige Extremsportler, die
sich nicht mit dem Lift den Berg
rauf- und wieder runterkarren lassen,
ohne das Geringste verstanden zu
haben. Nein: Wer Aristoteles liest,
will verstehen. Mehr noch: Er – oder
sie – will verstehen, was Verstehen ist.
Denn das hat Aristoteles besonnener,
gründlicher und systematischer
untersucht als alle Philosophen vor
ihm.

„Verstehen“, „Wissen“ – was
ist das überhaupt? Wie hängt alles
Wissen zusammen? Wer das ergrün-
den will, für den – oder die – gibt
es keinen Lift. Der muss ganz unten
anfangen und sich mühsam Schritt für
Schritt hocharbeiten. Wie Aristoteles
das tut, kann ich hier nicht vorstellen.
Wer einen ersten Eindruck gewinnen
will, findet das Aristoteles-Kapitel
aus meinem letzten Buch unter

gregorbauer.com/leseprobe. Hier nur
so viel: Aristoteles fragt zunächst, was
überhaupt nur wahr oder falsch sein
kann: Aussagen nämlich, nicht etwa
Bitten, Fragen oder Rülpsen. Dann
schaut er sich genau an, wie korrekte
Aussagen aufgebaut sind und wie
sich ihr Wahrheitsgehalt überprüfen
lässt. Als Nächstes untersucht er
Kombinationsregeln: Wie kann ich
zwei wahre Aussagen so kombinie-
ren, dass ich eine neue Erkenntnis
gewinne?

Der Lohn der Mühen

So arbeitet sich Aristoteles
langsam hoch. Oben angekommen
breitet er vor uns die ungeheure
Vielfalt der Wirklichkeit aus. Das ist
so überwältigend, dass wir unser Bild
vom Bergaufstieg korrigieren müssen.
Denn Aristoteles ist eben nicht wie
ein Bergsteiger, der endlich den
Gipfel erklommen hat und nun alles
von einem einzigen Standpunkt aus
betrachtet. Dieses Bild würde eher zu
seinem Lehrer Platon passen. Aristo-
teles dagegen ist wie ein Bergsteiger,
der den Raum überwinden kann. Er
zoomt nicht nur Details mit seinem
Fernglas heran – er beamt sich direkt
zu dem Gegenstand, den er unter-
suchen will, und wechselt so ständig
seine Perspektive.

Natürlich besaß auch Platon
schon eine ungeheure Vielseitigkeit
und Wendigkeit des Geistes. Aber
erst Aristoteles verabschiedet sich
konsequent von der Vorstellung, alles
aus einem Blickwinkel beurteilen zu
können. Stattdessen versucht er, für
jeden Wissensbereich – ob Mathema-
tik, Logik, Politik, Kultur, Zoologie,
Religion oder Ethik – den Blickwin-
kel zu gewinnen, der diesem Bereich
am angemessensten ist. Und das, ohne
die Frage aus den Augen zu verlieren,
wie all diese so unterschiedlichen
Erkenntnisphären zusammenhängen.

Kurz: Wenn es einen idealen
Philosophen gibt, dann ist es Aristo-
teles. Umso verstörender ist es, wie sehr
gerade er uns in die Irre führen kann.

Xenophob, chauvinistisch, brutal

Denn Aristoteles war nicht nur
der größte und am umfassendsten



Foto: Nick Thompson,
„Aristotle“, Flickr.com
(Creative Commons License)

gebildete
Philosoph seiner
Zeit. Er hat auch
grausame Tierversuche
durchgeführt, in allen Frem-
den natürliche Sklaven der
Griechen und Makedonen
gesehen, sich gegen die
Emanzipation der Frau
ausgesprochen und als
Prinzen-Erzieher
die rücksichts-
lose Brutalität
des späteren
Kaisers



Alexander des „Großen“ nach Kräften gefördert.

Er war eben Kind seiner Zeit, mag man sagen. Dürfen wir ihm das zugute halten? Ist Aristoteles durch seine Zeitumstände entschuldigt? Ist er also – überholt?

Nun: Als Logiker und Lehrer des philosophischen Denkens wird Aristoteles nie überholt sein. Aber moralisch war er bereits zu seiner Zeit längst überholt: Achtsamkeit gegenüber den Tieren predigte lange vor ihm Empedokles. Gegen Fremdenfeindlichkeit und Sklaverei wandten sich ebenfalls vor ihm die fortschrittlich Gesinnten unter den Sophisten. Über eine gesellschaftliche Aufwertung der Frau dachte bereits Platon nach. Und gegen den Krieg hat vor Aristoteles der Komödiendichter Aristophanes angeschrieben.

Dann hat Aristoteles die fortschrittlichen Ideen seiner Vorgänger vielleicht gar nicht gekannt? Doch, das hat er. Er hat diese Ideen referiert – und verworfen.

Aristoteles, der größte Philosoph seiner Zeit, hat dasjenige verfehlt, ohne das alles andere nichts ist: Mitgefühl mit allem, was lebt und fühlt. Wir müssen festhalten: Philosophische Erkenntnis schützt vor Unmenschlichkeit nicht. Daran hat sich seit damals nichts geändert. Noch Martin Heidegger, einer der einflussreichsten Philosophen des 20. Jahrhunderts, war in seiner ganzen Philosophen-Herrlichkeit so dämlich, dass er sogar der Nazi-Ideologie auf den Leim ging.

Wozu dann überhaupt Philosophie?

Wenn selbst die größten Philosophen, an die wir Normalsterblichen

nie heranreichen werden, so grässlich daneben greifen: Was soll dann die ganze Philosophiererei?

Große Philosophen können uns lehren, die Wirklichkeit immer tiefer zu durchdringen und aus immer neuen Blickwinkeln zu betrachten. Bereichernder als ein Strandlummelurlaub im abgeschirmten Touristen-Resort ist das allemal. Aber wenn Sie moralische Orientierung suchen, lassen Sie sich den Ausruf Jesu durch Kopf und Herz gehen (Lukas 10,21): „Ich preise dich, Vater des Himmels und der Erde, dass du dies den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast.“ ■

➔ Diese Serie basiert auf dem Buch „Der Weise und sein Schatten“, Infos unter www.gregorbauer.com.

(Selbst-) Erziehung ist alles

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

DA STAUNT DER LAIE UND DER FACHMANN wundert sich. Zum Beispiel, wenn Asylbewerberheime als unmenschlich wegen unzumutbarer hygienischer Zustände kritisiert werden. Oder Toiletten in Schulen geschlossen werden müssen aus denselben Gründen. Das ist ein heikles Kapitel mit der Sauberkeit. Aber letztendlich wohl eine Sache von Erziehung und Selbstdisziplin und nicht Sache von übergeordneten Behörden.

Viele Zustände müssten nicht so heruntergekommen sein, wenn Menschen sich verantwortlich fühlten. Und das fängt bei jedem und jeder einzelnen an. Sicher, wenn ich in einer Gruppe von Menschen die einzige bin, die putzt, so lasse ich allmählich sicher auch nach. Aber warum fühlen sich manche Personen einfach nicht für ihre Hinterlassenschaften verantwortlich? Sind sie so erzogen worden? Sieht es bei ihnen daheim auch so aus wie in manchen öffentlichen Toiletten und Duschen?

Oder die Müllbeseitigung und das achtlose Wegwerfen in Wald, Flur und am Strand. Weil es offenbar menschliches Schicksal ist, dass ein Teil der Bevölkerung Bonbonpapiere und Umverpackungen einfach fallen lässt, wo er geht und steht, haben Gemeinden zur Selbsthilfe aufgerufen und machen sich daraufhin regelmäßig Gruppen auf, einmal im Jahr mit Mülltüten und Gummihandschuhen aufzuräumen in der Landschaft. Da verbindet plötzlich die

einen, was die anderen in ihrer Vereinzelung aufgebracht haben, die sich um nichts scheren. Gibt es Abhilfe?

Verschiedene Schulen haben ihre Schülerinnen und Schüler die Klassenräume selbst streichen und dekorieren lassen, damit sie sich wohl und mit dem Inventar verbunden fühlen. So wird Vandalismus vorgebeugt. Auch sind schon Toilettenwächterinnen und –wächter in Schulen abgestellt worden, die in den Pausen nach jeder Person, die die Toilette benutzt, kontrollieren, ob sie den Raum ordentlich verlassen hat und den oder die Verantwortliche sofort zur Rechenschaft ziehen. Weil es Mitschüler sind, die die Aufsicht führen, werden sie eher respektiert. Es kommt nicht direkt als Zwangsmaßnahme von oben.

Ein Lehrer hat uns Schülerinnen und Schülern einmal Folgendes verdeutlicht, als es darum ging, den Klassenraum möglichst ordentlich zu erhalten: „Es kommt zwar jeden Abend eine Putzfrau, aber denken Sie daran: Es könnte auch ihre Mutter sein, die hier putzt.“ Je anonymisierter ein Verhältnis ist, sei es zu Menschen oder Räumlichkeiten, desto größer ist die Gefahr, dass sich niemand verantwortlich fühlt und in der Masse unterzugehen beziehungsweise verschwinden zu können glaubt.

In psychosomatischen Kliniken gehört es inzwischen zum Behandlungskonzept, dass sich die Patientinnen und Patienten an der Raumpflege oder dem Küchendienst – Spülmaschine bedienen und Tisch decken – im täglichen oder wöchentlichen Wechsel beteiligen müssen. Dies gehört zum therapeutischen Konzept, das den Kranken eine Aufgabe geben will, um Verantwortung, Lebenspraxis und Eigenständigkeit zu unterstützen. Die Personen werden vom Pflegepersonal vorab bestimmt, damit nicht immer die gleichen dran kommen. Wer das für unter seiner Würde hält, muss die Klinik verlassen als nicht therapiefähig.

Es gibt auch ein unabhängiges Konzept, das sich manche Menschen selbst aneignen: Sie gehen aus Liebe zum Planeten durch die Gegend und sammeln in regelmäßigen Abständen achtlos weggeworfenen Müll, ohne das an die große Glocke zu hängen. Manche spüren ihrer besonderen Verbindung mit Mutter Erde nach, die sie vielleicht durch diese Tätigkeit erst schätzen und lieben lernen. Andere fühlen sich zum ersten Mal in ihrem Leben für eine „höhere“ Sache nützlich und gebraucht, vor allem, wenn ihr Leben in die Binsen geht oder es mit einer Erwerbsarbeit nicht so recht klappen will. Das ist etwas anderes, als wenn die Stadt Hartz-IV-Empfangende als Gegenleistung für ihre Zahlung in Ein-Euro-Jobs und Arbeitseinsätze verpflichtet. Das ist eher demütigend, weil es eine Zwangsmaßnahme ist. Verantwortungsgefühl kann nur auf freiwilliger Basis beziehungsweise aus Einsicht erwachsen. Es gehört Achtsamkeit dazu, zu erkennen, was notwendig (Notwendend) ist.

„Mein Herr und mein Gott!“

VON JUTTA RESPONDEK

DIE GANZE WOCHE HABE ich es mir anhören müssen: *Wir haben den Herrn gesehen!* Die ganze Woche lang. Habe die aufgeregte Freude und Begeisterung der anderen mit angesehen, ihre neue Hoffnung gespürt. Wie haben sie auf mich eingeredet, mir wieder und wieder erzählt, was sie erlebt hatten, um mich zu überzeugen und anzustecken mit ihrer Freude. Waren sie völlig durchgedreht nach allem, was passiert war? Hatten sie sich irremachen lassen von den Frauen, von Weibergeschwätz?!

Wir, deine Jünger, sind Freunde, deine gemeinsamen Freunde, Jesus. Drei Jahre lang sind wir zusammen an deiner Seite gegangen. Und eigentlich habe ich ja den anderen auch immer vertraut. Und ich habe ja auch nicht unterstellt, dass sie mir Lügenmärchen erzählen. Aber das...!

Ich habe mich so elend gefühlt, so außen vor. Irgendwas musste gewesen sein, als ich nicht da war, irgendwas, was sie so außer sich gebracht hatte. Etwas, woran ich keinen Anteil hatte, weil ich nicht dabei war. Sie jubelten und waren wie verrückt. Und ich, gefangen in meiner Trauer und Verzweiflung über deinen grausamen Tod, Jesus, in meiner Angst und Sorge

was nun werden soll, in meiner ganzen Mut- und Hoffnungslosigkeit, ich fühlte mich so allein. Verlassen von dir, meinem geliebten Meister, und abgeschnitten auf einmal auch noch von meinen Freunden, die plötzlich außer Rand und Band waren, wie ausgewechselt und mir fremd.

Nein, ich konnte nicht glauben, was sie da erzählten. *Sie* hatten dich angeblich gesehen – ich nicht. *Sie* glaubten an deine Auferstehung, weil sie dich gesehen hatten – und ich sollte das glauben, ohne dich zu sehen?!

Nein, ich konnte und wollte nicht glauben, was sie erzählten. Es wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. Ich wollte mich keinen Illusionen hingeben – um dann vielleicht noch mal und erst recht enttäuscht zu werden...

Aber immerhin bin ich dabei geblieben, bei ihnen, hinter verschlossenen Türen. Hab mich nicht allein irgendwo verkrochen. Vielleicht war ja da doch irgendwo ein winziges Fünkchen Hoffnung. Vielleicht wollte ich es drauf ankommen lassen. Ich habe mich so danach gesehnt, dass es doch wahr sei. Ich wollte, ich *musste* die Wahrheit wissen. *Es hätte ja sein können!* Es hätte ja sein können, dass du noch mal kommst. Und dann wollte ich dabei sein. Auf jeden Fall. Wollte sehen und begreifen, was sie sehen und begreifen durften. Hin und hergerissen war ich zwischen dieser Sehnsucht und meinen quälenden Fragen und Zweifeln...

Und wenn man in einer Wohn- oder Arbeitsgemeinschaft lebt, wo irgend jemand ständig vergisst, nach dem Benutzen die Toilette zu reinigen, so gibt es die Möglichkeit, die bestimmte Person direkt darauf hinzuweisen. Bei Unkenntnis, oder wenn man mit der/dem Betreffenden nicht in Konflikt kommen will, muss man erfinderisch sein. So trug eine Klosettbürste in einem Unternehmen eine Zeit lang den angeklebten Zettel: „Ich möchte auch gebraucht werden.“

Meine weise Großmutter gab mir einmal nebenbei mit auf den Lebensweg: „Man kann sich auch selbst erziehen.“ Das betrifft natürlich nicht nur Reinlichkeit, sondern alle Aspekte des Lebens. Niemand muss bleiben, was oder wie er/sie war. Wie sagt ein Bekannter aus der alten Kirchengemeinde gern zum Abschied: „Bleib so, wie ich immer werden wollte“ (*Hallo, Gerd!*). ■



Und nun – kann das wahr sein? – stehst du vor mir. Blickst mich an. Sprichst zu mir. Ich sehe und berühre deine Todeswunden. Ich bin fassungslos. Überwältigt. Berührt bis ins Innerste. Mein Verstand ist blockiert. Aber mein *Herz* begreift. Begreift das Unausprechliche. Das Unglaubliche. Das Wunder. Es begreift und erkennt den Blick der Liebe. Fühlt sich von dir umfassen – mit dem ganzen Aufruhr seiner Gefühle, mit den Fragen und Zweifeln, mit der brennenden Sehnsucht. Fühlt sich zu neuem Leben erwachen, in diesem einzigen, einzigartigen Augenblick...

Es ist unfassbar, und doch ist es so. Im Berühren und im Berührtwerden erkenne ich den, den ich liebe. An deinen Wunden und an deiner Liebe, die mich annimmt so wie ich bin, erkenne ich dich, *mein Herr und mein Gott!* ■

Nach Johannes 20,24-29

Bild: Caravaggio, „Das Staunen des Heiligen Thomas“, Wikipedia (Gemeinfrei)



Mein Hirt ist Gott der Herr

VON JUTTA RESPONDEK

MEIN HIRT IST GOTT DER HERR
er wird mich stets geleiten
auch wenn mein Weg mich führt
durch dunkle schwere Zeiten
nicht nur auf grünen Auen
kann ich ihm ganz vertrauen
auch in der Wüstennot
ist er an meiner Seite
ja er verlässt mich nicht
ist in der Nacht mein Licht
führt mich hinaus ins Weite

Aus Unheil hat er mich
befreit und neu geboren
wenn ich auf dunklem Pfad
die Richtung hab verloren
in Finsternis und Nacht
hat er mit mir gewacht
in Angst und Einsamkeit
war er doch stets zugegen
litt mit mir Schmerz und Not
war mir das Lebensbrot
auf allen meinen Wegen

Ich traue Gott dem Herrn
dem Treuen ohne Enden
er hält uns immerdar
in seinen guten Händen
auch wenn wir ihn nicht sehen
und in die Irre gehen
ist er der ICH BIN DA
er will für uns das Leben
und wird in Todesängsten
wenn wir am allerbängsten
sein Licht zum Ziel uns geben



Hochrhein-Wiesental

Segnungsfeier für Liebende

„GOTT IST DIE LIEBE“ – UNTER DIESEM Motto stand der erste Sonntag der Österlichen Bußzeit, der zugleich der Valentinstag war. Aus diesem Grund bot die alt-katholische Gemeinde Hochrhein-Wiesental im Rahmen ihrer Eucharistiefeier eine Segnung für Liebende an. Alle Menschen, die sich als Liebende verstehen (zum Beispiel Paare, Freunde, Familien), waren zur Segnungsfeier eingeladen. Auch allein stehende Menschen wurden gesegnet. Obwohl der Gottesdienst an einem Sonntagmorgen stattfand und das Wetter nicht gerade einladend war, waren etliche Liebende der Einladung im Gemeindebrief und den lokalen Zeitungen gefolgt. Ein Querflötentrio gestaltete die Feier zusammen mit der Orgel musikalisch und sorgte für einen feierlichen Rahmen.

Endbeisetzungsfriedhof

ENDE FEBRUAR HAT GENERALVIKAR JÜRGEN Wenge für das Bistum einen Vertrag mit der Stadt Unkel unterzeichnet, der die Endbeisetzung von in alt-katholischen Kolumbarien eingestellten Urnen regelt, wenn die gesetzlich vorgeschriebene Ruhezeit dieser Urnen abgelaufen ist. Die Stadt Unkel wird diese Urnen auf einem eigens gekennzeichneten Areal ihres kommunalen Friedhofs endbeisetzen.

Geistlicher für Frankfurt



CHRISTOPHER WEBER, bislang Priester im Ehrenamt, wird als Geistlicher im Auftrag die hauptamtliche Seelsorge in der Gemeinde Frankfurt übernehmen. Weber wurde 1959 in Rüdesheim am Rhein geboren und wurde 1986 in Limburg zum Priester geweiht; seit 1992 ist er im alt-katholischen Bistum als ehrenamtlicher Geistlicher tätig.

Kuba in Bremen

ZWÖLF FRAUEN AUS FÜNF GEMEINDEN DER Stadtteilökumene bereiteten dieses Jahr den Weltgabetag der Frauen im Bremer Stadtteil Schwachhausen vor. Fremde Lieder, zaghafter Gesang? Keine Spur. Der Kuba-Sound sprang gleich auf die vermeintlich ‚drögen‘ Bremer über. Profimusiker mit Leadsängerin aus der Jazzszene und ‚El Habanero‘ mit Strohhut und Sonnenbrille brachten mit dem Ritmo Latino Lebensfreude in den Gottesdienst (Lieder von ‚Buena Vista Social Club‘ inklusive). Landesinformationen wie etwa über die aktuelle politische Lage und die schwierige Lebenssituation vieler kubanischer Frauen machten auf den eigentlichen Anlass des Gottesdienstes aufmerksam. Nach dem Gottesdienst warteten im Gemeindesaal kubanische Spezialitäten und Cocktails auf ihre Verkostung. Etliche der in den Gemeinden betreuten Flüchtlinge haben erfreulicherweise auch am WGT teilgenommen.

Offenbach und Aschaffenburg

Christopher Sturm zum Pfarrer gewählt



SOWOHL DIE GEMEINDEVERSAMMLUNG in Offenbach als auch jene in Aschaffenburg haben Anfang März den Geistlichen im Auftrag, Christopher Sturm, zu ihrem neuen Pfarrer gewählt. Der offizielle Einführungsgottesdienst durch Bischof Dr. Matthias Ring ist für den 1. Mai geplant, um 10 Uhr in Offenbach, um 15 Uhr in Haibach (Aschaffenburg).

Christen bei Pegida?

Eine Diskussion in der Gemeinde Sachsen

VON JOACHIM DEBES

PAPST FRANZISKUS HAT VOR KURZEM ÜBER DEN republikanischen US-Präsidentschaftsbewerber Donald Trump gesagt: „Eine Person, die nur daran denkt Mauern zu bauen, wo immer sie auch sein mögen, und nicht daran denkt, Brücken zu bauen, ist unchristlich.“

Dieser Satz wird mir immer wieder bewusst, wenn ich sehe, was bei uns passiert: Menschen, die einen Bus daran hindern, Hilfe suchende Menschen an ein Ziel zu bringen, oder die applaudieren, wenn Flüchtlingsunterkünfte brennen oder sogar die Feuerwehr am Löschen hindern, verhalten sich völlig gegensätzlich zur barmherzigen und befreienden Botschaft Christi.

Alle, die sich für Christen halten, aber solche Aktionen tolerieren oder vielleicht sogar gutheißen, seien an Matthäus 15,8-9 erinnert, wo Jesus sagt: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, sein Herz aber ist weit weg von mir. Es ist sinnlos, wie sie mich verehren; was sie lehren, sind Satzungen von Menschen.“

Was in Heidenau, Freital, Leipzig, Dresden, Clausnitz, Bautzen und anderswo geschehen ist, können und dürfen wir als Christen nicht schweigend hinnehmen. Wenn jeden Montag „PEGIDA“ durch die Dresdner Straßen läuft und vor dem Untergang des christlichen Abendlands warnt, dann haben sie recht. Denn sie selbst führen diesen Untergang herbei, indem sie die christlichen Werte des ihnen so wichtigen christlichen Abendlandes mit Füßen treten.

Und wir lassen sie laufen und treten und merken gar nicht, wie wir sie dadurch nur stillschweigend unterstützen. Statt klar dagegen Stellung zu beziehen, fangen wir lieber an, die große Menge der Helfer als „Gutmenschen“ zu beschimpfen. Allein dass dieser Begriff zum Unwort des Jahres 2015 gewählt wurde, offenbart die tiefe ethische Leere unserer Wohlstandsgesellschaft.

Wie weit wollen wir eigentlich noch sinken? Jesus Christus, auf den wir unsere Religion gründen, war ohne Zweifel ein Gutmensch. Er hat alles, sogar sein Leben, gegeben für uns. Und das, obwohl er uns noch nicht einmal persönlich begegnet ist. Oder vielleicht doch? „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder oder Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.“

Und genau deshalb können wir als Christen nicht mehr wegsehen, uns verkriechen oder schweigen. Wir müssen uns, unser Wertesystem, unseren Glauben leben und dadurch verteidigen. Damit meine ich nicht gegen die Muslime, die vielleicht gerade deswegen aus ihrem Land fliehen, weil machtgeile oder extremistische Menschen den Islam für ihre Zwecke missbrauchen.

Ja, es gibt in unserem Land auch eine Minderheit von Muslimen, die den Islam nutzen, um Gewalt und Unterdrückung zu rechtfertigen. Das ist genauso inakzeptabel wie Menschen, die in der Kölner Silvesternacht Frauen und Mädchen belästigen oder in Dresden mit einem schwarz-rot-goldenen Kreuz in der Hand auf die

Straße gehen und mit ihren Forderungen Angst und Hass schüren.

Es ist unsere Pflicht als Christen, Zivilcourage zu zeigen und einzutreten für Menschen, wenn sie bedroht werden, egal von wem. Es gilt, die Würde und Einmaligkeit eines jeden Menschen zu schützen – und nicht immer sich entschuldigen zu wollen, das ginge uns nichts an, keine Zeit zu haben, nichts ausrichten zu können, man werde ja doch keinen Erfolg haben, die anderen würden über mich reden. Und wenn schon – wer schweigt, macht sich mitschuldig: „Ich war fremd und obdachlos, und ihr habt mich nicht aufgenommen!“ (Mt 25, 43). Aber wollen wir das als Wohlstandschristen überhaupt lesen beziehungsweise hören?

Christ und PEGIDA-Anhänger zu sein, geht das überhaupt? Ich meine NEIN!

Jeder hat bei uns das Recht, seine Unzufriedenheit auszudrücken. Das ist als Grundrecht in unserer Demokratie jedem zugestanden. Aber doch nicht auf dem Rücken der Schwächsten der Gesellschaft. Das ist nur feige.

Das Wort Jesu: „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder oder Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan“ (Mt 25,40), hat die Christen von Anfang an dazu bewegt, sich der Armen und Kranken, der Notleidenden aller Art anzunehmen. Dass Christus mit „seinen Brüdern oder Schwestern“ nicht nur die Menschen im direkten Umfeld meinte, teilt er uns in vielen Gleichnissen seiner frohen Botschaft mit.

Europa – christlichen Werten verpflichtet

Aber kann ich mit einem Hinweis auf Jesus Christus und sein Zeugnis die Menschen vor allem im Osten unseres Landes erreichen, wo nur etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung auf ihn getauft ist?

Als Europäer haben wir unser Ideal auch eindeutig an prominenter Stelle definiert: „Alle Menschen werden Brüder“ heißt es im Schlusschor der 9. Sinfonie Beethovens, die uns allen auch als Europahymne bekannt ist. Unser Europa, das wir brauchen, um in Frieden zu leben, ist eine Gemeinschaft, die sich den christlichen Werten verpflichtet hat. In den Statuten der EU heißt es: „In dem Bewusstsein ihres geistig-religiösen und sittlichen Erbes gründet sich die Union auf die unteilbaren und universellen Werte der Würde des Menschen, der Freiheit, der Gleichheit und der Solidarität.“

Bei allem Bewusstsein für die Geschichte und ohne irgendein Verbrechen der Vergangenheit, das von deutschem Boden aus begangen worden ist, dadurch relativieren zu wollen, ist es auch unsere christliche Pflicht als Europäer, den Blick über unsere nationalen Grenzen hinaus zu wagen.

Natürlich müssen alle Gründe gesucht werden, die zu dieser Situation geführt haben, dass Menschen aus Kriegsgebieten fliehen müssen oder Menschen anderswo unschuldig an Leib und Leben bedroht sind. Recht schnell werden wir merken, dass wir beziehungsweise Teile unserer Gesellschaft hier auch geschäftsmäßig und aus rein kommerziellen Gründen einiges dazu beigetragen haben. Hier wird man – wenn überhaupt – nur langfristig und nur mit gutem Willen, viel Bereitschaft und der Erkenntnis,



aus unserer Kirche

Joachim Debes
ist Mitglied
der Gemeinde
Sachsen



dass es ein ewiges wirtschaftliches Wachstum nicht geben kann, etwas ändern können.

Aber hier und heute geht es um konkrete Schicksale von Menschen. Daher sollten sich Regierungen von europäischen Ländern schämen, die es ablehnen, Menschen in konkreter Not aufzunehmen. Wo sind denn zum Beispiel gerade im katholisch geprägten Polen die viel beschworenen christlichen Tugenden geblieben? Wo sind die Werte der EU, zu denen die Polen sich mit ihrem Beitritt bekannt haben? Ab- und Ausgrenzung von Menschen in Not ist niemals im Sinne dessen, auf den sich unsere ganze Kultur gründet.

Daher sollten auch bei uns Parteien, die das „C“ als „christlich“ in ihrem Namen groß vor sich hertragen, diesem Bekenntnis gerecht werden: Ab- und Ausgrenzung nach außen und nach innen verhöhnt die Glaubensinhalte des Christentums.

Christ sein heißt nicht, irgendein Vereinsmitglied zu sein, sondern ist eine Einstellungssache und ein Bekenntnis zu dem, auf den es in unserem Leben ankommt: Jesus

Christus. Er sagt und zeigt uns, dass der Tod nicht das Ende sein wird. Aber er verpflichtet uns, daran mitzuarbeiten, bereits heute den Himmel auf Erden zu errichten – und zwar für alle Menschen.

➔ Dieser Text war Grundlage für eine Diskussion in der letzten Gemeindeversammlung vor dem Hintergrund der jüngsten Vorfälle in Sachsen. Sie wird innerhalb der Gemeinde fortgesetzt und findet einen Höhepunkt in einer Podiumsdiskussion während des Katholikentags in Leipzig.

Datum

Samstag, 28. Mai 2016, 10.30 Uhr
„Christ sein und PEGIDA/LEGIDA?“

Ort

Gemeindehaus der ev. Sophiengemeinde
Georg-Schumann-Straße 198, 04159 Leipzig

Moderation

Dekan Ulf-Martin Schmidt aus Berlin



Manege frei in der Gemeinde Aschaffenburg

Gemeinde einmal ganz anders

Alt-Katholische Feuerschlucker, Jongleure und Akrobaten
VON KLAUS SCHERER

GEMEINDELEBEN HEISST OFT MITEINANDER ZU singen, zu beten und Eucharistie zu feiern, aber nicht nur. Gemeinschaft zu erleben in ganz vielfältigen Formen, gehört auch ganz wesentlich dazu. Zu einem Gemeindetag der besonderen Art trafen sich daher am letzten Sonntag im Februar rund 50 junge und ältere

Mitglieder der alt-katholischen Gemeinde Aschaffenburg mit einem Mitmachzirkus und erfuhren auf ganz wunderbare Weise, welche Talente in ihnen schlummern und wie viel Spaß es macht, sich diese gegenseitig zu präsentieren. Denn Spielfreude und Gemeinschaft standen an diesem Tag im Mittelpunkt.

Normalerweise trainieren die Mitglieder des Kinder- und Jugendcircus ‘Blamage in den Schulferien in mehrtägigen Camps Kinder mit und ohne Behinderung. Am Ende der Woche kommen dann Eltern, Freunde und Verwandte zu einer großen Vorstellung zusammen. Im Rahmen des Begegnungstages der Aschaffener Alt-Katholiken soll das alles an einem Nachmittag geschehen: fleißiges Üben und am Ende eine große Zirkusshow von allen und für alle Mitwirkende. Ein sportliches Vorhaben, aber selbst das Zirkusteam ist am Ende positiv überrascht, wie viel innerhalb weniger Stunden vorführungsreif wurde.

Der Circus Blamage ist ein mehrfach ausgezeichnete gemeinnütziger Verein und bereits seit 1989 mit seinen inklusiven Angeboten aktiv. Zwei der acht so genannten Teamerinnen und Teamer an diesem Nachmittag sind Kinder von Gemeindegliedern. „Nicht nur Künstler können Kunst machen – jeder Mensch ist ein Künstler“, heißt es auf der Website des Circus Blamage. Und mit dieser Grundhaltung nimmt das zirkuspädagogisch ausgebildete Team den Mitgliedern der alt-katholischen Gemeinde gleich bei der Vorstellung der einzelnen Workshops alle Berührungspunkte. Denn Blamieren ist in der Atmosphäre, die in den drei Stunden in der Schulturnhalle des Spessartdorfes Wiesen entsteht, unmöglich.

Nicht nur Kindern tut es ungemein gut, durch die gekonnte Anleitung des Zirkusteams Fortschritte bei ihren Übungen festzustellen und schließlich durch den Applaus des Publikums belohnt zu sehen. Auch den Erwachsenen macht es sichtlich Spaß, immer wieder aufs Neue Übungen

auszuprobieren, zu verbessern und schließlich vors Publikum bringen zu können.

Denn am Ende des Gemeindetages heißt es dann für alle „Manege frei“: Feuerschlucker verschlucken ganz cool ihre Fackeln, Fakirinnen setzen sich furchtlos auf Nagelbetten, junge Fakire stellen sich unerschrocken in einen Haufen von Glasscherben, andere lassen auf ihren Fingerkuppen kleine Flammen tanzen. Jongleure wirbeln mit fliegenden Tüchern, schleudern Keulen, balancieren Teller auf hohen Stangen und lassen Bälle kreisen. So genannte Parterre-Springer rollen und hechten übereinander weg,

Düsseldorf blüht auf!

VON DIETER KOSTKA

HELAU! AM DIESJÄHRIGEN KARNEVALSSAMSTAG ging es im Düsseldorfer Gottesdienst bunt zu. Für uns war das ein neuer Versuch, denn hier wurde für rheinische Verhältnisse bisher meist erstaunlich verhalten Karneval gefeiert. Aber nach einjähriger „Verpuppungszeit“ mit einigen Veränderungen (wie unserem neuen Pfarrer Timo Vocke) und vorheriger „Hospitation“ zweier linksrheinischer KV-Mitglieder bei der „Großen Pfarrsitzung“ unserer Kölner Nachbargemeinde, wo alljährlich immer der Bär steppt (das muss man auch von Düsseldorf aus neidlos anerkennen!), wurden zarte Pflänzchen sichtbar, die nicht länger unterm Scheffel bleiben wollten: Etliche Gemeindeglieder hatten humorvolle Beiträge vorbereitet, andere fürs leibliche Wohl gesorgt.

Wir begannen trotz Verkleidung nachdenklich und steigerten uns bis zum Ende des Gottesdienstes über Büttenpredigt, zwei professionelle Solo-Gardetänze unseres „Gemeindemariechens“ Sophie Schmitz (das war natürlich die Attraktion!) und eine eigens von mir auf alt-katholisch umgedichtete Fassung des bekannten „Lummerlandliedes“ aus „Jim Knopf und Lukas der Lokomotivführer“ von der Augsburger Puppenkiste bis zur Polonaise in den Gemeindefraum. Dort ging es dann weiter mit leckerem Chili con und sin carne – dagegen hatte ich als Conférencier trotz Mikrophon kaum eine Chance – und weiteren Kleinkunstbeiträgen. So empfingen wir noch einen „Man mit Blech“, der bekannte Karnevalsliedtexte auf der Posaune mit Melodien von Weihnachtsliedern unterlegte.

Es hat Spaß gemacht! Und es bewahrheitete sich dabei, dass es, wenn einer alleine träumt, nur ein Traum bleibt, wenn aber zwei oder drei versammelt sind, sie nicht nur von heiligem, sondern auch von ansteckendem fröhlichem Geist erfasst werden!

Und hier der „alt-katholische Lummerland-Text“:

*Eine Kirche mit viel Freiheit
liegt im klerikalen Meer
mit kaum Dogmen und Geschmeide,
doch von ehrwürdigem Flair!
Pfarrer tragen schon mal Ringe,
und ein Papst ist unbekannt.*

Kadagio-Akrobaten präsentieren wagemutige Hebefiguren, und eine andere Gruppe formiert sich immer wieder zu beeindruckenden Menschenpyramiden.

Wer gerade nicht in der Manege steht, applaudiert den anderen lautstark bei deren Vorstellungen – ein ganz besonderes Event für die gesamte Gemeinde, ein Erlebnis für alle, die dabei sein konnten. Nur Clowns gibt es im Circus Blamage an diesem Nachmittag nicht, aber auch ohne ausgesprochene Spaßmacher haben an diesem Nachmittag alle nur Lachfalten im Gesicht und Freudentränen in den Augen..



*Jeder sollte sich mal trauen;
alt-katholisch wird's genannt!*

*Diese Kirche mit viel Freiheit
tut dem Vatikan gar weh:
Kommunion feiern mit Sündern
geht ja gar nicht, dulliöh!?
Doch das geht! Man muss nur wollen
statt scheinbeilig diskutier'n;
Pharisäer gab's schon damals –
Lasst uns Christi Liebe spür'n!*

*Durch die Freiheit hab'n wir auch ei-
ne Diasporasituation;
doch ist Timo mal in Aachen
kommt auch der Cornelius schon!
Weite Wege, klamme Kassen,
manchmal wird man überseh'n,
doch wir können es nicht lassen:
Bei Geschwistern ist es schön!“*

*Uns're Kirche mit viel Freiheit
ist benannt nach Sankt Thomas;
und das Singen vieler Strophen
macht uns Düsseldorfern Spaß!
Thealies uns're Seniorin
(nun schon bald einhundert Jahr'),
Timo, Gerda, drei Beates,
Klaus mit Ziehharmonika...“*



Von Esmeralda bis Wahrsagerei

Karlsruher Gemeinde im Gespräch mit Roma-Vertreter
VON CONSTANZE SPRANGER
UND INGEBORG PUJULA

AUS DEM NAHEN MANNHEIM HATTE DIE KARLSRUHER Gemeinde Herrn Jovica Arvanitelli als Referent eingeladen, um beim sonntäglichen Kirchenkaffee mehr über die Minderheit der Roma und Sinti zu erfahren. Das sonntägliche Betteln an und in der Kirche hatte auf einer Gemeindeversammlung 2015 für Diskussionen gesorgt und wir waren damals übereingekommen, uns näher über die Hintergründe dieses Bettelns zu informieren.

Woher kommen Roma und Sinti und warum gibt es Antiziganismus? Seit mehr als 600 Jahren sind Sinti und Roma in Deutschland beheimatet und leben „zwischen Romantisierung und Rassismus“. Sie zählen zu der größten nationalen Minderheit Europas. Der Verband deutscher Sinti und Roma Baden-Württemberg, dessen Beratungsstelle in Mannheim Herr Arvanitelli leitet, hat eine sehr informative Ausstellung zusammengestellt, von der wir einige Roll-up-Banner zu sehen bekamen. Von Flaschen mit „Zigeunersöße“ bis hin zu einer verkitschten Disney-Zeichnung zeigten die Abbildungen alltägliche Klischees, die sich mit den Bettlern von der Kirchentür zu einem Mix von Exotik und Ablehnung in der persönlichen Vorurteils-Schublade vermengen. Aber auch Roll-ups zu den Themenbereichen Sinti und Roma in der Bildung und in den Kirchen waren dabei – die vollständige Ausstellung „Typisch Zigeuner? Mythos und Wirklichkeiten“ wird demnächst in Karlsruhe während der Karlsruher Wochen gegen Rassismus zu sehen sein.

Herr Arvanitelli zeigte in seinem weit gefassten Vortrag die bisher erforschten Ursprünge der Sinti und Roma, die vor etwa 1000 bis 1200 Jahren aus Indien emigriert und über drei unterschiedliche Hauptrouten nach Europa gekommen sind. Dort angekommen haben sie wohl jeweils die Religion ihrer Umgebung angenommen, so dass es katholische, orthodoxe oder auch muslimische Sinti und Roma gibt. Dabei haben sie über all die Jahre ihre gemeinsame Sprache, das Romani, bewahrt. Roma ist in Romani übrigens der Begriff für Mensch und Mann. Der Begriff Sinti weist wahrscheinlich auf ihre Ursprungsregion Sindh im heutigen Pakistan hin. Sinti werden heute diejenigen Roma genannt, die in westeuropäischen Ländern Heimat gefunden haben.

Doch klare Zuordnungen sind bei der Vielfalt an Traditionen, Sippen und Herkunftsn nicht immer eindeutig zu treffen, da Sinti und Roma keine homogene Gruppe bilden, sondern sich vor allem durch die Sprache, Kultur (Geschichten und Lieder, Bedeutung der Familie) und die gemeinsame Verfolgungsgeschichte verbunden wissen.



Herr Arvanitelli nannte aber auch Einzelschicksale von obdachlos lebenden Roma, die mangels dauerhafter Jobs und wegen chronisch Kranker in der Familie auf das Betteln angewiesen seien. Wichtig war ihm dabei auch, auf die verzweifelte Situation vieler Roma in Osteuropa hinzuweisen. Was viele von uns nicht wussten: Viele Sinti werden in ihren Familien dazu angehalten, ihre Herkunft zu verschweigen; bei Bewerbungsgesprächen beispielsweise zu sagen, sie „seien aus Ungarn“, um nicht auf Grund von Vorurteilen die Chance auf den Job zu verlieren. Jovica Arvanitelli wies auch auf viele prominente Sinti hin, wie zum Beispiel Yul Brynner oder Marianne Rosenberg, die sich erst zu ihrer Herkunft bekannten, als ihre Karrieren nicht mehr gefährdet waren.

In der anschließenden Diskussion zeigten sich in der Karlsruher Gemeinde einerseits Dankbarkeit gegenüber dem engagierten Vortragenden und andererseits Ratlosigkeit, wie denn nun mit der Armut vor der Kirchentür umzugehen sei. Wichtig war Herrn Arvanitelli an diesem Punkt der Hinweis, das Gespräch mit den Bettelnden zu suchen, und die Information, dass es Wohnungslosensprogramme für Bedürftige in den jeweiligen Städten und Gemeinden gibt. Hier sollten wir uns als Kirchengemeinde noch genauer informieren. Herr Arvanitelli bot auch an, den neuen Kontakt auszubauen, auf Begegnung

hinzuarbeiten, und lud die Gemeinde herzlich zu Kulturtagen der Sinti und Roma in Mannheim ein. Weiterhin wies er auf zahlreiche Materialien hin, die der Verband der Deutschen Sinti und Roma anbietet; von Schulmaterial zu Antiziganismus über die oben erwähnte Ausstellung bis hin zu Vorträgen oder Workshops mit Zeitzeugen, die im Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma in Heidelberg stattfinden. ■

Schätze des Glaubens

VON WALTER JUNGBAUER

IM HAMBURGER ÖKUMENISCHEN FORUM HAFEN-City gibt es seit längerer Zeit die Reihe ‚Schätze des Glaubens‘. In dieser Reihe stellen sich die unterschiedlichen Kirchen in Hamburg jeweils an einem Nachmittag einer interessierten Öffentlichkeit vor und erzählen in Interviews und Workgroups sowie mit ihrer Liturgie davon, was ihnen am christlichen Glauben wichtig ist und was die Besonderheiten in der eigenen Konfession sind. Auf diese Weise sollen die Schätze des Glaubens (neu) entdeckt werden, die auch im 21. Jahrhundert in der Kirche zu heben sind.

Zu Gast im Ökumenischen Forum waren in dieser Reihe u.a. schon die Syrisch-orthodoxe Kirche, die Anglikaner, die Evangelisch-methodistische Kirche und die Vineyard-Gemeinschaft.

Am Samstag, den 23. April 2016, ist nun die Alt-Katholische Gemeinde Hamburg eingeladen, von 13,30 Uhr bis etwa 17,00 Uhr gemeinsam mit der Geistlichen Leiterin des Ökumenischen Forum HafenCity, Pastorin Corinna Schmidt, und dessen Geschäftsführer, Henning Klahn, einen solchen Nachmittag zum Thema ‚Alt-Katholische Kirche‘ zu gestalten.

→ Kontakt

Dokumentations- und Kulturzentrum Heidelberg
www.sintiundroma.de, Tel.: 0 62 21/98 11 02
 Landesverband der Sinti und Roma
 Baden Württemberg
www.sinti-roma.com, Tel.: 06 21/91 10 91-00



Neben einem Interview auf dem ‚Roten Sofa‘, dem sich vier Gemeindeglieder stellen werden, wird sich die Alt-Katholische Gemeinde Hamburg dabei unter anderem mit Workshops zu den Themen ‚Was ist das: Alt-Katholisch?‘ und ‚Eingestimmt: Singen mit dem AK Gesangbuch‘ vorstellen. Außerdem ist als ein Schatz aus unserer liturgischen Tradition eine Lichtvesper vorgesehen. ■

Ökumene in Bremen

Staffel der Gastfreundschaft – Kirche in Bewegung

VON MONIKA LUND

AUF DEM WEG ZUM ÖKUMENISCHEN STADTKIRCHENTAG, der vom 16.-18. September in Bremen stattfinden wird, wurde die Ökumenische Staffel der Gastfreundschaft entwickelt. Die Idee: Gemeinden aller christlichen Konfessionen und Kulturen begegnen sich, kommen miteinander ins Gespräch, stellen ihr Gemeindeleben vor und erzählen aus ihrem Alltag.

Ein jüdisches Sprichwort sagt: „Wer Gäste bewirtet, bewirtet Gott“. Gastfreundschaft bereichert Gastgeberin und Gast und weitet den Blick für Neues. Die Staffel der Gastfreundschaft bietet einen spielerischen Rahmen, bis

zum Ökumenischen Stadtkirchentag einander Gastfreundschaft zu schenken und zu erfahren. 43 Gemeinden aus Bremen beteiligen sich an diesem Projekt. Jede Gemeinde ist nach einem ausgeklügelten System Gastgeber für eine Gemeinde und in einer weiteren Gemeinde selbst zu Gast. Damit auch kleine Gemeinden die Gastgeberrolle wahrnehmen können, wurde die Gästegruppe auf 15 Personen begrenzt.

Die Staffel startete Mitte Januar. Unsere Gemeinde wurde in der dritten Runde als Gastgeber gezogen und hatte Ende Februar bereits neun Gemeindeglieder einer evangelischen Gemeinde zu Gast. Nach dem Willkommenskaffee feierten wir gemeinsam Gottesdienst. Anschließend ergaben sich interessante Gespräche und jede Gemeinde stellte sich vor. Die Alt-Katholische Kirche war mal wieder unbekannt, und schmunzelnd gab man zu, uns mehr in die Ecke der Konservativen eingeordnet zu haben. Die Gäste waren angenehm überrascht, eine zeitgemäße Gemeinde vorzufinden.

Eine ungewöhnliche Konstellation gibt es bei unseren Gästen: Sie haben sowohl einen reformierten Pastor als



auch einen lutherischen Pastor, was durchaus gut funktioniert, wie man stolz berichtete. Abschließend zogen wir aus der Lostruhe unseren Gastgeber für die nächste Begegnungsrunde. Wir werden Anfang April bei der ev.-reformierten Gemeinde Blumenthal (Bremen-Nord) zu Gast sein und sind entsprechend gespannt, was uns dort erwartet.

Hochrhein-Wiesental

Dienstfahrten in Zukunft elektrisch

VON ARMIN STRENZL

RUND 90 PROZENT ALLER PLANBAREN DIENSTFARTEN innerhalb der Gemeinde Hochrhein-Wiesental werde ich in Zukunft „elektrisch“ und damit nahezu emissionsfrei durchführen. Nachdem es aktuell nicht möglich ist, in Bad Säckingen Carsharing einzuführen, kam Bürgermeister Alexander Guhl auf die Idee, ein „Bürgerauto“ für Vereine, Organisationen und Einzelpersonen zu installieren. Mit diesem Auto gibt es jetzt die Möglichkeit, dass ein Fahrzeug von ganz vielen Bürgerinnen und Bürgern genutzt wird; sollte das Projekt erfolgreich verlaufen, wäre es sicherlich der „Vorbote“ von einem breiter angelegten Carsharing in der Trompeterstadt.

Aber eben nicht nur irgendein Fahrzeug sollte es sein. „Nachdem wir in Bad Säckingen unseren Strom zum überwiegenden Teil aus Wasserkraft produzieren, drängt sich ein Elektrofahrzeug geradezu auf“, so Guhl.

Dem Engagement von Peter Knorre, Gemeindeglied und als Leiter des Kinder- und Jugendhauses Teil der Stadtverwaltung in Bad Säckingen, ist es zu verdanken,

Die Bremer Kirchenlandschaft ist etwas ungewöhnlich. Sie besteht neben einer katholischen Minderheit aus vielen unterschiedlichen, eigenständigen evangelischen Gemeinden. Neben der Bremisch Evangelischen Kirche gibt es die Lutheraner, die Reformierten, die Selbstständige Ev.-Lutherische Kirche und die Allianz der Freien Evangelischen Gemeinden. In der Bremer ACK sind 16 Kirchen vertreten.



dass auch die alt-katholische Gemeinde das Bürgerauto nutzen kann. „Als Christen dürfen wir der Zerstörung unserer Lebensgrundlagen (unter anderem durch den fortschreitenden Klimawandel) nicht einfach tatenlos zusehen, sondern müssen in unserem Umfeld aktiv werden und dabei bei uns selbst anfangen. E-Mobilität ist ein wichtiger Baustein in Richtung eines klimaneutralen Verhaltens“, so Knorre.

Auch ich bin begeistert, denn das Auto ist extrem leise, es fährt sich angenehmer als mein privates Dieselfahrzeug, und ökologisch ist es unschlagbar!

Lachen oder Weinen wird gesegnet sein – fürchte dich nicht

Einladung zum baf-Frauensonntag am 24. April 2016

VON LYDIA RUISCH

LACHEN ODER WEINEN – ES SIND STARKE Gefühle, die sich darin ausdrücken! Beides gehört zu unserem Leben – das Leichte, Helle und Frohe, das wir alle wahrscheinlich besonders lieben, ebenso wie das Schwere, Traurige und Dunkle, das wir manchmal gerne vermeiden würden, weil es nicht immer leicht auszuhalten ist.

Wenn wir allerdings versuchen, das Schmerzliche aus unserem Leben mehr und mehr zu verbannen und die Traurigkeit nicht zu fühlen, zahlen wir dafür einen hohen Preis. Unser Herz verhärtet sich, wird schwer und unser Gefühlsleben als ganzes wird immer lebloser, und wir können auch das Frohe, Schöne, Leichte nicht mehr tief und lebendig spüren und genießen.

Der Schmerz, den wir erleben, wenn wir von Geliebtem Abschied nehmen, kann enorm, überwältigend und bedrückend sein und große Ängste auslösen. Doch indem wir ihn durchleben, wird das Herz wieder weich, zart und lebendig und die Freude und das Lachen können zurückkehren. Dies in Gemeinschaft zu tun und zu teilen, ist uns nicht sehr vertraut.

Gleichzeitig bietet unser Gottesdienst eine wunderbare Möglichkeit, das miteinander wieder mehr zu erleben. Diese Auferstehungserfahrung wollen wir mit Ihnen gemeinsam feiern und laden Sie herzlich dazu ein! Unsere Vorlage, die wir Anfang März an die Frauengruppen,

Armin Strenzl ist Pfarrer der Gemeinde Hochrhein-Wiesental

Lydia Ruisch ist Mitglied der Gemeinde Stuttgart und Vorsitzende des Bundes alt-katholischer Frauen

Einzelmitgliedsfrauen und Pfarrerinnen und Pfarrer verschickt haben, bietet dazu Anregungen.

Wir freuen uns, wenn Frauen in den Gemeinden Verantwortung für den Gottesdienst zu übernehmen bereit sind und sich so mit ihrer Präsenz, ihren Begabungen, ihrer Sprache und Sichtweise einbringen. Der Frauensonntag bietet die Gelegenheit, im Gottesdienst Themen aus der Sicht von Frauen in den Mittelpunkt zu stellen und ganzheitliche Impulse im Gemeindegottesdienst zu setzen.

Ganzheitliche Impulse gehen insbesondere davon aus, dass auf den achtsamen Gebrauch von Sprache geachtet wird. Wichtig dabei ist uns, dass die Gemeinschaft von Männern, Frauen und Kindern sowie Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen durch den Gebrauch einer sensiblen, inklusiven Sprache angemessen

Ausgewählte Veranstaltungen am Alt-Katholischen Seminar

Der christlich-jüdische Dialog: Einführung in Geschichte und Gegenwart des Judentums (Prof. Dr. Günter Eßer)

Die Vorlesung vermittelt Grundkenntnisse von Glaube, Lehre und Liturgie des Judentums. Sie bezieht dabei geschichtliche Entwicklungen und gegenwärtige Strömungen mit ein. Sie findet im Sommersemester dienstags von 16.15 Uhr bis 18 Uhr im Seminarraum des Alt-Katholischen Seminars (Adenauerallee 33, Bonn) statt.

→ *Literatur: A. Nachama, W. Homolka, H. Bonhoff: Basiswissen Judentum, Freiburg 2015; P. Spiegel: Was ist koscher? Jüdischer Glaube – jüdisches Leben, Ullstein TB 2004.*

Der christlich-jüdische Dialog: Geschichte und Fragen des christlich-jüdischen Verhältnisses (Anne Hensmann-Eßer)

Das Seminar vermittelt einen Überblick über die nicht immer einfache Geschichte christlich-jüdischer Gespräche. Es skizziert christliche und jüdische Entwürfe einer Theologie nach Auschwitz und erörtert heutige Fragestellungen des Dialogs. Es findet im Sommersemester dienstags von 10.15-12 Uhr im Seminarraum des Alt-Katholischen Seminars statt. Eine Anmeldung bei der Dozentin Dipl.-Päd., Dipl.-Theol. Anne Hensmann-Eßer (hensmannesser@uni-bonn.de) ist erforderlich.

→ *Literatur: H.H. Henrix: Judentum und Christentum, Gemeinschaft wider Willen, Kevelaer 2008; S. v. Kortzfleisch, W. Grünberg, T. Schramm (Hg) Wende-Zeit im Verhältnis von Juden und Christen, Berlin 2009; Ch.*

Ausdruck findet. Darum haben wir uns in unserer Vorlage bemüht, in Liedern, Gebeten, Texten und Übertragungen eine einseitige Festlegung Gottes auf männliche Bilder zu vermeiden.

Die Eucharistiefeier am Frauensonntag hat sich seit ihrer Institutionalisierung im Jahr 1920 von einem Gottesdienst über Frauen zu einem Gottesdienst von Frauen für die ganze Gemeinde gewandelt. Sie wurde zum Zeichen für die Fähigkeit zum Aufbruch und zur Entwicklung in unserer Kirche.

Wir freuen uns, wenn Sie uns Ihre Erfahrungen zum Frauensonntagsgottesdienst rückmelden wollen. Wir wünschen uns und Ihnen einen erfahrungsreichen, lebendigen Gottesdienst am 24. April 2016. ■

Kurth, P. Schmid (Hg) Das christlich-jüdische Gespräch, Standortbestimmungen, Stuttgart 2000.

The Struggle for the Unity of the Church from Old Catholic Perspectives (Prof. Dr. Andreas Krebs)

The Old Catholic Churches of the Union of Utrecht never understood their separation from the Church of Rome as a “schism”, but as an ecumenical challenge and mission. To what extent can Old Catholicism be seen as an ecclesial tradition with an ordinary vision of the Church, or as a “bridge” between different denominational traditions, or even as an ecumenical laboratory? What is the contribution of Old Catholicism to the search for unity? For a first introduction (with bibliographic references) see www.utrechter-union.org/pagina/280/the-ecumenical-mission.

→ *Der Kurs findet donnerstags von 10.15-12 Uhr im Raum 1.096 des Universität-Hauptgebäudes statt. Anmeldung bei Prof. Dr. Andreas Krebs (andreas.krebs@uni-bonn.de).*

Werner Küppers – Licht- und Schattenseiten einer prägenden alt-katholischen Persönlichkeit (Anne Hensmann-Eßer, Prof. Dr. Andreas Krebs)

Werner Küppers (1905-1980) übte während der 1950er und 1960er Jahre einen prägenden Einfluss auf die Fortentwicklung des ökumenischen und ekklesiologischen Selbstverständnisses der Alt-Katholischen Kirche aus. Für die dauerhafte Festigung der Position des Alt-Katholischen Seminars an der Universität Bonn hat er als Inhaber des alt-katholischen Lehrstuhls Herausragendes geleistet. Zur ganzen Wahrheit gehört freilich auch, dass er bis 1945 ein offener und überzeugter Verfechter des Nationalsozialismus war. Später hat er sich dazu niemals öffentlich verhalten. In diesem Seminar wollen wir uns anhand ausgewählter Texte und Quellen mit der Theologie und der vielschichtigen Persönlichkeit Werner Küppers' auseinandersetzen.

→ *Zur vorbereitenden Lektüre: Matthias Ring: Eine neue Periode. Ein Beitrag zur Geschichte des Alt-Katholischen Seminars der Universität Bonn, in: Günter Eßer,*

Matthias Ring (Hg.): *Zwischen Freiheit und Gebundenheit*, Bonn 2002, S. 112–177.

- Die Veranstaltung findet vom 15. Juni um 9.30 Uhr bis zum 16. Juni um 12.30 Uhr im Seminarraum des Alt-Katholischen Seminars statt. Anmeldung bei Prof. Dr. Andreas Krebs (andreas.krebs@uni-bonn.de).

Interessierte sind herzlich eingeladen. Eine Teilnahme setzt die Anmeldung beim jeweiligen Dozenten voraus. Informationen zum Gasthörerchein der Universität Bonn unter www.uni-bonn.de/studium/studium-universale. ■



Foto: Prag, Tereza Soubustová

Heiligkeit als Normalität

20. Internationales alt-katholisches Laienforum 2016

VOM MITTWOCH BIS SONNTAG, 10. BIS 14. August, wird das Laienforum in Prag stattfinden. Wir treffen uns mit Teilnehmenden aus sechs Ländern und laden Sie herzlich zur Jubiläumsfeier ein.

Wir werden uns mit dem Thema „Heiligkeit als Normalität“ beschäftigen: Wie weit ist es für mich möglich, „heilig“ zu leben? Was bedeutet dieses Ziel für unser Innenleben und wie realisieren wir diese Aufgabe in unserem Alltag? Was hilft uns auf dem geistigen Weg?

Petr Krohe, der das Einleitungsreferat übernehmen wird, schreibt dazu: „Die ersten Christen nannten sich „Heilige“ und erlebten ihre Heiligkeit jeden Tag ihres Lebens. Diese „Normalität“ der Heiligkeit verblasste allmählich im Laufe der Geschichte und bekam später einen Hauch von etwas Außerordentlichem, sogar Unwirklichem oder Illusorischem. Eine Heilige oder ein Heiliger ist aber keine heroische Gestalt, wie sie auf vielen Heiligenbildern mit in den Himmel gerichteten Augen und einem Pfeil am Hintern gezeigt wird. Die Heiligkeit wird hier und jetzt realisiert. Sie ist „normal“. Sogar so normal, dass es uns nicht einmal einfällt, dass sie in der Alltäglichkeit unseres

Lebens verwirklicht sein sollte. Wie man die Heiligkeit in dieser Welt leben kann, wird zum Thema unseres Laienforums...“. Bei allen Referaten werden deutsche und englische Zusammenfassungen zur Verfügung gestellt.

Lucie Kодиšová, die das tschechische Organisationsteam leitet, schreibt, dass natürlich auch Zeit für die Gäste eingeplant ist, damit wir Prag kennen lernen und freie Zeit in uralten und vielfältigen Architektur-Kulissen genießen können. Die Organisatoren haben auch schon einen Ausflug zur Burg Karlštejn, 30 km von Prag entfernt, vorbereitet. Dort besuchen wir die schönsten sakralen Räume aus dem 14. Jahrhundert mit der Heiligkreuz-Kapelle, die durch ihre 129 Gemälde von Heiligen als weltgrößte Galerie der mittelalterlichen Tafelmalereien bekannt ist.

Dank der großzügigen Unterstützung durch den Synodalrat der Tschechischen Alt-Katholischen Kirche sind wir im imposanten Gründerzeit-Hotel Masarykova Kolej untergebracht.

- Der **Paketpreis** beträgt 185 Euro pro Person für vier Übernachtungen im Doppelzimmer mit Frühstücksbuffet, vier Abendessen und Ausflug zur Burg Karlstein. Der Einzelzimmer-Paketpreis ist 250 Euro. Nachfragen bitte an anmeldung@laienforum.info richten. Die Anmeldung funktioniert sehr einfach direkt in unserer Homepage laienforum.info. Wir freuen uns auf das Kennenlernen oder Wiedersehen in Prag!

Dr. Johannes Reintjes für den
Verein Internationales alt-katholisches Laienforum

WINDMÜHLEN. DER KAMPF GEGEN SIE. Windmühlen können die eigene Vergangenheit, die Eltern, die erfahrene Prägung sein. Da heißt es, „die abgestandenen Gefühle mit einer langen, heißen Dusche in den Ausguss“ zu schwemmen. Die Missetaten der Väter, heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied (2. Mose 20,5). Heimgesucht – es geht nicht um Rache, es ist Psychologie: Verletzungen, Traumata werden über Kinder und Kindeskinde weitergetragen. All das wissen wir oder ahnen es zumindest. Und der Kampf dagegen ist ein Kampf gegen Windmühlen. Tausendfach erzählt: authentisch von Mund zu Mund, kunstvoll in Erzählungen, Gedichten, Dramen und Romanen festgehalten. Und nun noch einmal.

„Blechazi“ ist ein Kunstwort. Ein Familienwort. Es klingt bayrisch oder nach k. u. k.-deutsch und reimt sich auf „Nazi“. Es bezeichnet die Blechtasse, mit der die halb gelähmte Mutter läutet: nach dem Zivi, dem Gatten, der Tochter. Der Tochter aber nur dann, wenn sie vor Ort ist und sich aus der etwa acht Stunden entfernten Metropole mit dem Zug zu den Weihnachtsfeiertagen in die süddeutsche Provinz bemüht. Auch von Zugfahrten, von Konflikten zwischen Großstadt und Provinz, Generationen und Regionen hat man schon viel gelesen. Aber dieses Schicksal teilen wohl alle literarischen Stoffe. Schon Kohelet wusste vor 2500 Jahren: „Es gibt nichts Neues unter der Sonne“ (Koh 1,9). Die Ich-Erzählerin im *Blechazi* erlebt zunächst auch wenig Neues. Immerhin fährt sie Jahr um Jahr zu ihren Eltern. Halbwegs Neues erfährt sie nur über den Dorfklatz, meist aus kirchlichen Kreisen.

Sie fährt zu ihren Eltern, nicht nach Hause. Denn dieses Zuhause gibt es nicht. In der Metropole ebenso wenig wie bei ihren Eltern, und ebenso wenig, wie ihre Eltern es in der bayrischen Provinz fanden. Dorthin kamen sie nach ihrer Vertreibung von dort, wo ihnen in der Erinnerung Heimat ist: aus Ostpreußen und aus der Tschechoslowakei, genauer: aus der Zips. Der Vater war bei der Waffen-SS, einige seiner Schulkameraden bei den Partisanen. Viele Alt-Katholiken wissen ein Lied davon zu singen, denn sie sind oder waren auch Vertriebene, meist aus Böhmen.

Die Religion spielt im *Blechazi* eine sehr differenzierte Rolle: Sie wird von der Ich-Erzählerin nahezu ignoriert, dient der katholischen Mutter zu Geselligkeit und Tratsch,

bietet dem evangelischen Vater Halt und Bühne in der neuen Heimat, die ihm nie ein Zuhause wird. Religion, Kirche – das alles ist nur Kulisse.

Die Protagonistin dieses Romans, Margarethe, kommt mit dem Zug an und alles ist wie immer, alle, Tochter und Eltern, sind unterschwellig gereizt trotz bekundeter Freude. Doch der Plauderton des Romans, seine überaus gelungenen Abschweifungen ins Grotteske – das gerät ins Stocken. Neorealistisch knapp werden die Dialoge. Und die Erzählung wird hermetisch. Ebenso wie die Situation Margarethes: Allein schon witterungsbedingt wird ihr das elterliche Heim zum Gefängnis und damit zur Metapher ihrer psychischen Verfassung. Und anstatt abzureisen, übernimmt sie die Aufgaben des Zivis und sorgt für die herrische Mutter.

Auch der Pfarrer hält es im Ort nicht mehr aus. Und das Alter Ego Margarethes, die selbstbewusste Blaukostümierte aus dem Nachbarort – folgt sie dem Pfarrer in die Bronx? Die Bronx als Gegenkonzept zur süddeutschen Provinz, das ist keine Option für Margarethe. Sie will weder fliehen noch vertrieben werden. Das hatten schließlich ihre Eltern schon erlebt. Doch auch sie braucht und findet am Ende einen Ausweg, eine Katharsis, um aus dem Geisterhaus heraus zu kommen.

Mit ihrem sinnesstarken und farbigen Roman hat Nina Bodenlosz in der Tat ein Werk geschaffen, das nicht nur inhaltliche Assoziationen an Isabel Allende weckt, sondern es auch stilistisch mit ihr aufnehmen kann. Der Roman ist aber alles andere als epigonenhaft, und je weiter die Handlung voranschreitet, desto weniger kommt sie dem Leser bekannt vor. Und je weiter die Weihnachtszeit im Roman voranschreitet, desto weniger ist er eine Weihnachtsgeschichte.

Religiosität, die fesselt, anstatt zu befreien, die Identitäten Vertriebener, das Schicksal verlorener Heimat, die Verstrickungen von Menschen in ein menschenverachtendes System – all das erzählt Nina Bodenlosz aus der Sicht der Nachgeborenen, der zweiten oder gar dritten Generation, der von den Missetaten heimgesuchten. Und deshalb ist dieses Buch notwendig.

Das Blechazi ist eine neue, originelle, unterhaltsame, tief- und eigensinnige und deshalb längst überfällige Version des immerwährenden Kampfes gegen Windmühlen, gegen die Windmühlen der unerlösten Vergangenheit.

Ein renommierter Verlag war dem Buch noch nicht vergönnt. Für etwa 10 Euro kann es als „Book on Demand“ bestellt werden, ISBN 9781507721339.





für die Kinder

Hallo Ihr!

Die Ostertage sind vorbei, Ihr habt bestimmt viele Eier gefärbt (und gegessen) und Euch über die Ostergeschenke gefreut. Manche – wie auch meine jüngste Tochter – sind vielleicht auch schon das erste Mal mit den Großen zur Kommunion gegangen. Oder freuen sich in den nächsten Tagen auf dieses besondere Ereignis. Wenn Ihr mögt, könnt Ihr mir ruhig ein Bild von Eurer Erstkommunion schicken, mit einem kurzen Text (ein Satz), was für Euch das Schönste an diesem Tag war. Ich würde mich sehr darüber freuen!

Ihr erreicht mich per E-Mail: traudl.baumeister@gmx.de,
WhatsApp (0172/6049 202) oder
Brief: Traudl Baumeister, Dorfgraben 3f, 97076 Würzburg.



Kurz erklärt

Eucharistie und Kommunion

Heilige Kommunion (von lat. *Communio* = Gemeinschaft) oder **Eucharistiefeier** nennt man es, wenn Christen am Abendmahl teilnehmen. **Eucharistie** kommt vom griechischen Wort „*eucharistéo*“. Übersetzt bedeutet es: **Dank sagen**. In der Eucharistiefeier sagen Christen also Gott Dank. Dafür, dass er das Leben geschenkt hat: Christen glauben, dass alles Leben von Gott kommt. Das jetzige Leben in dieser Welt ebenso wie das nach dem Tod. Das ewige Leben. Gott sichert den Menschen zu, dass es mit ihm kein Ende gibt. Das hat Jesus gezeigt, der gestorben, aber wunderbarerweise nicht tot ist.

Diese Dankbarkeit für das grenzenlose **Ja** Gottes zu den Menschen ist ein Sakrament. Ein sichtbares und spürbares Zeichen also für Gottes Anwesenheit. Ähnlich wie bei der Taufe macht die Kommunion (die Gemeinschaft) im Brot und Wein Gottes Nähe erfahrbar. Anders als alles, was man sonst isst, sind die Eucharistiegaben, sind Brot und Wein, keine Nahrung allein für den Körper. Sie stärken und nähren vor allem die Seele. Sie zeigen immer wieder: Gott ist gut mit mir. Gott tut mir gut. Gott ist immer da. Unzerstörbar und treu.



Medientipp

Überall in den Nachrichten hört und liest man momentan von Europa und der Europäischen Union (EU). Was das eigentlich genau ist, das kann man nachlesen und nachspielen. In der 25-seitigen Broschüre „Sophie und Paul entdecken Europa“ (für Sechs- bis Zehnjährige). In dem Heft mit vielen Bildern entdecken Sophie und Paul mit den Lesenden Europa. Sie begleiten Paul, der seine Brieffreundin Sophie in Strasbourg besucht. Spielerische Elemente wie kleine Frage-Tests, Ausmalbilder, Bastel-Bögen und Mitmach-Rezepte ergänzen die Entdeckungsreise durch Europa und die EU. Herausgeber der Broschüre sind die Aktion Europa des Europäischen Parlaments, die Europäische Kommission und die Bundesregierung.

„Europa kinderleicht“ wiederum ist ein Spiel- und Bastelbuch für Neun- bis 13-Jährige. Auf über 50 Seiten lernt man spielerisch die Geografie, Geschichte, Bevölkerung, Sprachen und Kultur Europas und der EU kennen. Bastelaufgaben, Quizze, Rätsel und Aufgaben machen das ganze unterhaltsam.

→ Die Broschüren gibt es zum Download im Internet. Zu finden sind die unter [http://ec.europa.eu/deutschland/imBereich „Service-Publikationen“](http://ec.europa.eu/deutschland/imBereich„Service-Publikationen“).



Nachgefragt bei...

Niki Schönherr

Pfarrer in Nürnberg

Mein Traumberuf als Kind war...

Eisenbahner

Am liebsten gespielt habe ich...

Mit Lego-Bausteinen oder mit meiner Märklin-Modellbahn auf dem Fußboden. Aber am allerliebsten habe ich gelesen statt gespielt. Sogar noch mit der Taschenlampe unter der Bettdecke.

Mein Lieblingsbuch...

...war Karl May (alle Bände).

Im meiner Kindheit waren Gottesdienst und Religion...

...für mich sehr wichtig. Wir gingen in Karlsruhe zu Fuß jeden Sonntag zum Gottesdienst. Unser Vater fragte manchmal zuhause ab, wer von uns Kindern noch etwas von der Predigt wusste. Unsere Mutter hat abends mit uns gebetet. Ab der 5. Klasse war ich Ministrant und später Oberministrant.

Ich würde gerne noch lernen...

Wie man Glaube und Kirche überzeugend an Menschen weitergibt, die nicht an Gott glauben. Und in zehn Jahren: den Lokführerschein für Nebenbahn-Triebwagen.

In meiner Freizeit beschäftige ich mich am liebsten...

Mit Hund ausführen, lesen, fotografieren, meinem Hobby Eisenbahn.

Mein Weihespruch lautet...

„Nicht dass ich es schon erreicht hätte oder dass ich schon vollendet wäre. Aber ich strebe danach, es zu ergreifen, weil auch ich von Christus Jesus ergriffen worden bin“ (Philipper 3, 12).



Das Jahrbuch: Ein anregendes Lesebuch

Seit wann gibt es das Jahrbuch und seit wann arbeitest du in der Redaktion mit?

So wie es jetzt aussieht – als Themen-Jahrbuch – seit 2011, und ich habe da von Anfang an mitgearbeitet. Von 1891 bis 1987 gab es auch schon Jahrbücher: Sie waren mehr ein Bericht über das vorherige Jahr.

Was ist Sinn und Zweck des Jahrbuches?

Unser Themenbuch will einen durch das Jahr begleiten, anregend und besinnlich.

Wie findet Ihr die Themen?

Wir haben in der Redaktion eine längere Liste interessanter Themen gesammelt. Diese haben wir in einer kleinen Umfrage von verschiedenen Leuten bewerten lassen. Nach der neuen Liste, die wir dadurch bekommen haben, gehen wir vor.

Wer bekommt das Jahrbuch?

Das Jahrbuch wird in den Gemeinden verkauft oder als Jahresgabe verschenkt.

Was würdest Du Dir als Redaktionsmitglied wünschen?

Mehr Beiträge von Lesern, die noch nie für das Jahrbuch geschrieben haben. Ich wünsche mir konkret mehr Textbeiträge. Gedichte haben wir leider schon zu viele.

Niki Schönherr, Pfarrer in Nürnberg



15./16. April	Treffen des Internationalen Arbeitskreises Altkatholizismus-Forschung, Bonn	22.-25. Juli	Tage der Einkehr – Grundzüge und Eigenheiten der alt-katholischen Spiritualität Thema: „Berührt von der Liebe“ Benediktiner-Abtei Sankt Willibrord Doetinchem / NL
21. April	Tagung der Kommission von Vereinigter Evangelisch-Lutherischer Kirche in Deutschland und Alt-Katholischer Kirche, Frankfurt am Main	7.-16. August	Kinderfreizeit Dekanat Nordrhein-Westfalen Heino (Niederlande)
30. April	Dekanswahl Dekanat Nordrhein-Westfalen, Essen	10.-14. August	20. Internationales Alt-Katholisches Laienforum, Prag (Tschechische Republik)
4.-8. Mai	Jugendfreizeit Ring frei 5, Birkenau	28. August ◀	Vorsynodales Treffen Dekanat Nordrhein-Westfalen, Essen
9.-13. Mai	Gesamtpastoralkonferenz Neustadt an der Weinstraße	29. August- 2. September	44. Internationale Theologenkonferenz Neustadt an der Weinstraße
21. Mai	Dekanatsfrauentag Nordrhein-Westfalen	9.-11. September	Begegnungswochenende Dekanat Nordrhein-Westfalen
25.-29. Mai	100. Deutscher Katholikentag, Leipzig	10. September, 14.00 Uhr	Priesterweihe, Namen-Jesu-Kirche, Bonn
3.-5. Juni	Dekanatstage Hessen / Rheinland-Pfalz-Nord / Saarland Familienferiendorf Hübingen/Westerwald	17. September ◀	Vorsynodales Treffen Dekanat Bayern, Konstanz
7.-11. Juni	Treffen des Internationalen Anglikanisch / Alt-Katholischen Koordinierenden Rates	23.-25. September ◀	Dekanatstage Dekanat Nord Sunderhof in Seevetal
12. Juni, 14.00 Uhr	Kirchweihe, Dortmund	29. September – 2. Oktober ◀	60. Ordentliche Bistumssynode
13.-18. Juni	Treffen der Internationalen alt-katholischen Bischofskonferenz, Köln	4.-7. Oktober ◀	Konferenz Katholizität und Globalisierung, Manila (Philippinen)
17.-19. Juni	baf-Wochenende: „Fließe, gutes Gotteslicht! Auf den Spuren unserer Sehnsucht...“, Kloster Oberschönenfeld	20.-23. Oktober ◀	Jahrestagung des Bundes altkatholischer Frauen
18. Juni	Dekanatstag Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf	21.-23. Oktober ◀	Ökumenisches Bibelwochenende Dekanat Bayern Bildungshaus St. Martin in Bernried
25. Juni 13.00 Uhr	Diakonenweihe Namen-Jesu-Kirche, Bonn	28.-30. Oktober ◀	Konferenz der Geistlichen im Ehrenamt Frankfurt am Main
27.-30. Juni	Treffen der Internationalen Römisch-katholisch/Alt-katholischen Dialogkommission		
3.-8. Juli	Sommerkurs in alt-katholischer Theologie, Utrecht / NL		
8.-10. Juli	Dekanatstage Nordbaden-Württemberg / Rheinland-Pfalz-Süd Jugendherberge Burg Altleiningen in der Pfalz		
22.-24. Juli	Dekanatswochenende Bayern Evangelisches Bildungs- und Tagungszentrum, Pappenheim		

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◀ gekennzeichnet.
Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick
aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt
werden: termine@christen-heute.de

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für *Christen heute*

Herausgeber

Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion

Gerhard Ruisch (verantw.),
Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg
Tel. 07 61 / 3 64 94
E-Mail: redaktion@christen-heute.de

Walter Jungbauer

Internet:
<http://www.christen-heute.de>

Erscheinungsweise
monatlich

Design und Layout

John L. Grantham
E-Mail: john.grantham@gmail.com

Vertrieb und Abonnement

Christen heute,
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Fax: 04842/1511
E-Mail: versand@christen-heute.de

Nachrichtendienste

epd, KNA, APD

Verlag und ©

Alt-Katholische Kirchenzeitung,
Bonn; Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland

21,50 € incl. Versandkosten;
Ausland: 28 €

Druck

Druckerei & Verlag Steinmeier,
Deiningen

ISSN

0930-5718

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben

5. April, 5. Mai, 5. Juni

Nächste Schwerpunkt-Themen

Mai

Säkularisierung –
100. Deutscher Katholikentag
in Leipzig

Juni

Sünde – Todsünde

Juli

Leistungsgesellschaft – Olympia

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe
nicht länger als 2.500 Zeichen mit
Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich
Kürzungen vor.



fortgesetzt von Seite 2

Uni Köln plant „Raum der Stille“

An der Universität Köln entsteht bis zum Wintersemester ein „Raum der Stille“. Die rund 40 Quadratmeter große Fläche solle allen Studierenden die Möglichkeit zu Ruhe und Selbstfindung bieten, sagte Uni-Sprecherin. „Es ist kein Gebetsraum, aber solange kein anderer beeinträchtigt wird, ist natürlich auch Beten erlaubt.“ Sollten allerdings Konflikte wie zuletzt an den Hochschulen in Essen, Bochum oder Dortmund entstehen, werde die Universität zu „entsprechenden Maßnahmen“ greifen, so die Sprecherin. In Dortmund etwa hatten Muslime versucht, den Raum nach Geschlechtern abzuteilen und Frauen teilweise den Zutritt verwehrt. Daraufhin ließ die Hochschule den konfessionsneutralen Raum schließen. Der „Raum der Stille“ in Köln werde „eher kahl“ und ohne alle religiösen Symbole eingerichtet sein, sagte Hetteshheimer.

Religion als Schutz vor Angst

Religiöser Glaube kann nach Erkenntnissen des Göttinger Angstforschers **Borwin Bandelow** vor Angst schützen. „Beim Beten oder gemeinsamen Singen in der Kirche gibt es eine Endorphin-Ausschüttung im Gehirn, und das macht glücklich“,

sagte der Präsident der Gesellschaft für Angstforschung. „Das kann aber auch heißen: Ängstliche Menschen sind gläubig, um sich vor der Angst zu schützen.“ Erforscht sei dies jedoch noch nicht und „nur eine These“, räumte Bandelow ein, der stellvertretender Direktor der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie der Universitätsmedizin Göttingen ist. Fest stehe, dass Menschen im Norden ängstlicher seien als im Süden, erklärte Bandelow. „In Deutschland sind wir also vergleichsweise ängstlich – ein Erbe unserer Vorfahren, das uns noch immer in den Genen steckt.“ Ursache dafür sei, dass die ersten Menschen, die den Norden besiedelten, „vorausschauend denken“ mussten, um zu überleben, da „die Umgebung so unwirtlich war“.

Umstrittener Kirchenbau

In Afrikas letzter absoluter Monarchie stößt der geplante Bau einer Kathedrale auf Kritik. **König Mswati III.** von Swasiland will trotz hoher Armut und grassierender Arbeitslosigkeit in der ehemaligen Hauptstadt Lobamba eine 157 Millionen US-Dollar teure Kirche mit Platz für 30.000 Gläubige bauen lassen. Das Großprojekt soll demnach vom Volk selbst finanziert werden. Die Bevölkerung wurde aufgefordert, für das Projekt zu spenden. Mehrere Aktivistengruppen

verurteilten den Aufruf. „Derzeit kann die Mehrheit der Swasis selbst nicht ohne Spendengelder überleben“, sagt **Sibusiso Nhlabatsi**, Sprecher der Organisation „Swasilands Anwälte für Menschenrechte“. Nach Angaben der Weltbank ist Swasiland eines der ärmsten Länder der Welt; 63 Prozent der Bewohner leben in Armut. Der König indes gerät wegen seines ausschweifenden Lebensstils immer wieder in die Kritik: Mit seinen 15 Frauen lebt er in Palästen und fährt deutsche sowie englische Luxusautos.

Wohnung mit geklauten Kruzifixen gepflastert

Kuriose Diebstahlserie: Über Monate hat ein ungleiches Paar aus der Pariser Vorstadt religiöse Gegenstände aus Kirchen geraubt. Ein 80-jähriger bekennender Kirchengegner und seine kürzlich getaufte Nachbarin sammelten so mehr als 3.000 Kreuze, Statuen, Kerzen, Ikonen und Rosenkränze an. Einer der geschädigten Pfarrer, **Ludovic Serre**, wird mit den Worten zitiert, in den Badezimmern des Mannes sei „kein Zentimeter“ mehr ohne Kruzifix gewesen. Seine Pfarrkirche sei seit November Ziel der Diebe gewesen. „Kaum hatte ich ein neues Altarkreuz aufgestellt, war es auch schon wieder weg.“ ■

„Wer glaubt, das christliche Abendland mit der Herabsetzung Anderer, mit Ausgrenzung Andersgläubiger, mit Hassparolen und Säuberungsfantasien verteidigen zu sollen, hat es schon verraten“

Bundespräsident Joachim Gauck bei der Eröffnung der Woche der Brüderlichkeit

Das Zitat



SUV oder Suff?

VON VEIT SCHÄFER

AUCH ALS NICHT-AUTOBESITZER fällt mir auf, wenn ich durch die Straßen gehe: Die „Personenkraftwagen“ werden immer größer, höher, länger, breiter. Ich habe den Eindruck, die Karosserien blähen sich von Jahr zu Jahr an verschiedenen Stellen immer mehr auf, schwellen förmlich an. Die Räder und Reifenprofile scheinen allmählich Lastwagenformat anzunehmen, dadurch werden die Wagen höher, dafür verengen sich die Fenster oft. Die ganze wuchtig-bullige Erscheinung ist offenkundig darauf getrimmt, schon äußerlich zu zeigen, was unter der Motorhaube steckt.

Auf mich unbewaffneten Fußgänger wirken diese Fahrzeuge bisweilen bedrohlich, sogar wenn sie friedlich am Straßenrand stehen. Bisweilen aber auch lächerlich, vor allem dann, wenn ich sehe, wie vor einem Bäckerladen oder einem Kindergarten die Fahrer oder Fahrerinnen aus so einem Gefährt steigen, um ein paar Brötchen einzukaufen oder den Sprössling abzuholen. Gelegentlich gerate ich dann in Versuchung, in einem unbeobachteten Augenblick auf den Rücksitz zu schauen, ob da nicht doch einige Elefantenstoßzähne oder Nashornhörner verstaut sind, oder eine grade erlegte Antilope. Denn auf mich wirken diese Autos wie geschaffen für eine Safari in der Serengeti.

Was geht da vor in unserem hochzivilisierten Deutschland, aber auch in anderen Industrieländern? Gibt es doch weder hierzulande noch dort noch jagdbares Großwild, und selbst unsere schlechteren Straßen

sind alles andere als unbefestigte Pisten, die durch Sand, Morast, Geröll und Dschungel führen!

Wenn es keine realen Erfordernisse sind, die solche Fahrzeuge hervorbringen, müssen es reale oder auch irrealer Bedürfnisse sein, die mit dem Besitz und der Nutzung einhergehen. Ich vermute, die Autoindustrie hat sich da was einfallen lassen, nachdem sich abzeichnen begann, dass das Auto als Statussymbol in nicht allzu ferner Zukunft ausgedient haben könnte, wenn der fahrbare Untersatz zur Banalität wird wie ein Kühlschrank oder ein Fernsehgerät. Da hilft nur eins: das Auto und das Autofahren wieder faszinierend und berauschend zu machen.

Schlichte Gedanken eines Fußgängers, Radfahrers, ÖPNV-Nutzers? Glaube ich aber eher nicht. Ich sprach vor nicht allzu langer Zeit mit einem leitenden Ingenieur eines deutschen Autoherstellers und fragte ihn, wie es sich denn mit unserer Ökobilanz, der Umwelt, dem Klimaschutz verträgt, dass alle Autohersteller weltweit solche Safarikutschen (das Wort hat ihm nicht gefallen) produzieren und verkaufen. Auf diese Frage ging er mit keinem Wort ein, sondern antwortete mir, ich könne das nur verstehen, wenn ich erst einmal hinter dem Steuer eines solchen Fahrzeugs gesessen und erlebt hätte, wie es einen bei der Beschleunigung auf 150 oder 200 km/h in das Sitzpolster drücke! Berauschend! Könnte es sein, dass wir doch nicht so zivilisiert sind, wie wir meinen?

Apropos berauschend: Ich habe erst im vergangenen Jahr erfahren, dass diese Fahrzeuge als „SUV“ bezeichnet werden, „Sport Utility

Vehicle“ auf gut Deutsch halt. Die Schreibweise hört man ja nicht, und so entstand bei mir sofort die Assoziation mit „Suff“! Ich kann mir gut vorstellen, dass Design, Technik und Leistung dieser Maschinen einen „trunken“ machen können. Ebenso Gefühle wie Stärke, Kraft, Überlegenheit, Macht, Sicherheit, die sich mit dem Besitz und dem Fahren dieser Wagen verbinden.

Auf „SUVs“ bin ich tatsächlich erst durch eine Radionachricht aufmerksam geworden. Da wurde im Juni 2015 das Umweltbundesamt zitiert, dass Deutschland im Jahr 2013 12 Prozent CO₂ hätte einsparen können, wenn die zugelassenen Fahrzeuge noch dieselbe Motorleistung gehabt hätten wie 2005. Gesunken sind die CO₂ – Werte aber nur um bescheidene 1,6 Prozent. Im selben Zeitraum stieg die durchschnittliche Motorleistung nämlich von 123 auf 137 PS, und das führte dazu, dass die Autos 2013 3,8 Mrd. Liter Kraftstoff mehr verbrauchten, oder sagen wir, um im Bild zu bleiben: sofften als 2005. Und jetzt kommt's: Laut Umweltbundesamt geht der Mehrverbrauch vor allem auf Suffis, äh SUVs und Geländewagen zurück.

Unter der Überschrift „Vollgas voraus für SUVs“ meldet *Auto Motor und Sport*, dass die Neuzulassungen für SUVs im Januar dieses Jahres um 22 Prozent über den Zahlen vom Januar 2015 liegen. Und: Von den 2015 rd. 218.000 erstmals zugelassenen Pkws waren rund 47.000 SUVs. Das sind 21,7 Prozent aller Neuzulassungen. Wahrhaft berauschend. Na denn Prost! ■



Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe